



Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2014

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2014

Berlin 2014

Vorwort

Jurysitzung im Mai 2014: Der Stapel mit eingereichten Reportagen, Essays, Hintergrundrecherchen oder Kommentaren wurde auch in diesem Jahr nicht kleiner, die Arbeit für die Jury nicht weniger. Von einer Krise des Journalismus gibt es also an dieser Stelle keine Spur! Stattdessen Leselust pur für die Juroren, denn viele der Bewerbungen stehen für das hohe Niveau des Journalismus in Deutschland. Nur wenige Texte ließen vermissen, was einen preiswürdigen Artikel – auch – ausmacht: fundierte Recherche, sprachliche Präzision und ein Gespür für die hohe Verantwortung, die mit diesem Beruf verbunden ist – gegenüber den Lesern und gegenüber jenen, über die berichtet wird.

Insgesamt 386 Autoren bewarben sich mit 372 Artikeln für den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014. Darunter waren 118 Frauen, was ein wenig geschlechtsspezifische Unterrepräsentation bedeutet in einem Beruf, der schon längst keine Männerdomäne mehr ist. Journalistinnen sollten mehr Mut haben, ihre Artikel einzureichen – oder von Dritten einreichen zu lassen. Beides ist möglich. Regional überrepräsentiert waren erneut Bewerbungen aus Berlin; das beweist: Dort, wo der Zeitungsmarkt am schwierigsten ist, sind Qualität und Kreativität ganz besonders gefragt.

Die Zeitungsverlage gehen sehr unterschiedlich mit dem Theodor-Wolff-Preis um: Manche Redaktionen reichen regelmäßig und offensiv ihre besten Arbeiten ein, manche überlassen es eher dem Zufall, ob Artikel den Weg in den Bewerbungsstapel finden. Die Jury veranlasst das jedes Jahr wieder zu Appellen: Vor allem die Regionalzeitungen sollten ihre Bewerbungsscheu überwinden. Deren besondere Situation mit Blick auf Zeit und Budget wird von der Jury ausdrücklich berücksichtigt. Wer sich mit dem deutschen Zeitungsmarkt beschäftigt, weiß, dass der Lokaljournalismus für die Leser-Blatt-Bindung von herausragender Bedeutung ist. Unter den Bewerbungen ist er regelmäßig unterrepräsentiert. Schade!

Schon die hohe Zahl der eingereichten Artikel insgesamt zeigt aber auch, dass der Theodor-Wolff-Preis nichts von seiner Anziehungskraft als wohl wichtigster Gradmesser für Qualitätsjournalismus deutscher Tageszeitungen verloren hat.

Denn eins bleibt unumstritten angesichts des lang anhaltenden Strukturwandels der Zeitungsbranche, in dem sich die Verlage immer mehr zu Medienhäusern mit einer Vielzahl von Verbreitungswegen verändern: Ohne hohe, professionelle Qualitätsstandards würde die Akzeptanz ihrer Produkte rapide sinken. Nur mit gut recherchierten und gut geschriebenen Artikeln, Reportagen oder Kommentaren lassen sich Leser bei Laune – und Abonnenten bei der Stange halten. So ist Qualitätsjournalismus, wie unterschiedlich er auch immer definiert wird, auch in Zukunft die Grundlage für erfolgreiche Geschäftsmodelle der Branche, sei es in der gedruckten Zeitung, online oder mobil. Für uns Juroren jedenfalls ist es inzwischen völlig egal, ob ein preiswürdiger Artikel gedruckt oder online verbreitet wurde – oder beides!

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Bernd Hilder
Vorsitzender der Jury

Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Preisträger und ihre Arbeiten</i>	
Johannes Ehrmann	Wilder, weiter, Wedding	43
Benjamin Piel	Bettys erstes Mal	53
Kai Strittmatter	Wolfskind	61
Kerstin Kohlenberg	Aufnahme läuft!	71
Peter Unfried	Auf der Suche nach Adorno	89
	Preisgekröntes Lebenswerk »Er hat für die Leser das Bild einer Region mitgeprägt« Kurt Kister über Rudolph Chimelli	101
	Nah dran – die Nominierten	105
	Preisträger 1962 bis 2014	113
	Kuratorium und Jury	142

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vater-

landsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlags-gesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen bra-chen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Säger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fidu-

ziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis aus schrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben zwölf Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die gut 40 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhalbesbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewälti-

gung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barchelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus. Kommen

im harten Konkurrenzkampf die nüchterne Information und Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die alle dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, nicht gelegentlich zu kurz? Theodor Wolff würde dies nicht gefallen.

Um analytische Texte zu pflegen und auszuzeichnen, werden von 2013 an neben den beiden Preisen für Lokaljournalismus zwei Preise für Reportage/Essay/Analyse ausgeschrieben und ein Preis ganz gezielt für Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse. Und noch in einer anderen Art wird dem Umbruch in der Medienwelt Rechnung getragen: Künftig kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

(Berlin 2014)

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Söseemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen,

Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundsiebenzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaïschen Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlin-



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er sorgte sie nicht von vermordeten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem uner-schütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philo-sophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zwei-fel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

ge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte ei-nen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegs-hetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise be-sonders ehren, mit warmer Be-tonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochge-stellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufas-sen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen ei-nes selbständigen Volkes auftritt

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits konnte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteilieben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts-



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte her-zumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söse-
 mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-
 mann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, München 2000. – Erlebnisse, Erinnerun-
 gen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992.
 – Die Juden, hg. von Bernd Söse-
 mann, Königstein 1984. – Tagebücher 1914-
 1919, hg. von Bernd Söse-
 mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd
 Söse-
 mann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Rein-
 hard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943, Münster 2010.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln
²1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Ta-
 gebuch, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – Vollendete Tatsachen 1914-
 1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des
 Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).
 – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris
 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die
 Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-
 mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der
 Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität
 Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-
 punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«
 und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und
 hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs
 veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein
 Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium
 Theodor-Wolff-Preis.*

Die Preisträger und ihre Arbeiten

DER TAGESSPIEGEL

WOCHE
Abonnementpreis für
die Bundesrepublik
KOLLEKTIV
& FÜR DIE
Botschafter
KOLLEKTIV
& FÜR DIE
Botschafter



Endlich Rekordtorschütze:
Klose trifft beim 3:0 zum
68. Mal – Seite 14

Los von Berlin!
Die Träume der
Bayernpartei – Seite 3

Heute: Mit Mobil
und vielen Angeboten
im Immobilienmarkt

BERLIN, SONNTAG, 7. SEPTEMBER 2011, 68. JAHRGANG, NR. 2802

In Berlin wird's voll am Wochenende

Wegen ausbleibender großer Demonstrationen sind Veranstaltungen vor der Berliner Polizei alle Ausfahrten vor massiven Verschiebungswarnungen zu besorgen. In der Nacht zum Sonntag sind im Berliner Zentrum bereits über 1000 Menschen versammelt. Mindestens 2000 Menschen werden am Abend auf der Straße „Potsdamer Platz“ gegen eine mögliche Überwachungsaktion der Polizei demonstrieren. Die Organisatoren hoffen auch, die Aktionen der Bundesregierung zu verhindern. Die US-Präsidenten Barack Obama und Michelle Obama werden am Sonntagabend in der Potsdamer Platz-Veranstaltung an der Tag der deutschen Einheit ankommen und werden im Anschluss an den Tag der deutschen Einheit an der Potsdamer Platz-Veranstaltung teilnehmen.

— Seite 12 und 20

Die NSA kann alles knacken

Geheimdienste sind offenbar in der Lage, sämtliche Kommunikation zu interceptieren. Geheime Verschlüsselungstechniken der Federal Bureau of Investigation oder National Security Agency (NSA) sind durch die britische Partneragentur GCHQ in den USA durchgebrochen. Die „New York Times“ und die „Washington Post“ haben berichtet, dass die NSA in der Lage ist, alle Kommunikation zu knacken, was sich nicht nur auf die USA beschränkt, sondern auch auf die Kommunikation zwischen den USA und anderen Ländern. Die NSA ist in der Lage, alle Kommunikation zu knacken, was sich nicht nur auf die USA beschränkt, sondern auch auf die Kommunikation zwischen den USA und anderen Ländern.

— Seite 2 und 10

Die von den Nachrichtenmagazinen „The New Yorker“ und „The Atlantic“ veröffentlichten Artikel sind ein weiterer Beweis dafür, dass die NSA in der Lage ist, alle Kommunikation zu knacken, was sich nicht nur auf die USA beschränkt, sondern auch auf die Kommunikation zwischen den USA und anderen Ländern.



Nach dem Gipfel In der Verantwortung

Die Gipfel nach dem Beginn der Weltwirtschaftskrise, angefangen durch die Pläne der Internationalen Liquidation der Weltwirtschaft, sind nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein politisches Ereignis. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft.

Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft.

Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft. Die Gipfel sind ein wichtiger Bestandteil der internationalen Beziehungen und haben einen großen Einfluss auf die Weltwirtschaft.

Minister verurteilt Holocaust

Der amerikanische Außenminister hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt. Er hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt. Er hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt.

Der amerikanische Außenminister hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt. Er hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt. Er hat sich für die Verbrechen des Holocaust entschuldigt.

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1983 in Saarbrücken.

Johannes Ehrmann hat Geschichte in Berlin und Philadelphia studiert und kam nach dem Master-Abschluss über den Sport zum Journalismus, zunächst beim Fußballmagazin *11FREUNDE*, dann auch beim *Tagesspiegel*. Nach einer Zwischenstation als dapd-Redakteur arbeitet er heute als freier Reporter und Autor in Berlin. 2013 Gewinn des Grimme Online Awards mit dem Live-ticker-Team von *11FREUNDE*. 2014 auf der Longlist beim Henri-Nannen-Preis (Kategorie Reportage).

JOHANNES EHRMANN erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »Wilder, weiter, Wedding«, erschienen in *Der Tagesspiegel* am 7. September 2013.

Vor 100 Jahren wohnten da mal 350.000 Berliner, heute sind es gerade noch 160.000. Aber wie ticken die? Wie leben sie da? Was tun sie? Ist alles nur schlecht oder manches auch richtig gut? Wo stecken die Kreativen? Ein Journalist schaut genau hin und beantwortet diese Fragen.

Den Wechsel zwischen »traumhafter Tristesse« und »plötzlichem Licht«, zwischen Arbeiterbezirk und »gnadenloser Aufwertung« beschreibt der freie Autor Johannes Ehrmann für den *Tagesspiegel* perfekt: Seine Reportage über den Berliner Stadtteil Wedding ist eine exzellente Mischung aus schöner Sprache (Farbe, Stakkato, rhetorische Fragen, alles vorhanden!), Szene, Klima, Begegnung. »Dieser Wedding ist ein ›der«, ein Typ, und was für einer«, postuliert Ehrmann, und das trifft den Klang seines lokalen Textes, der gedruckter Auftakt zu einem gut funktionierenden Wedding-Blog ist. Auch diese Kombination, formalpublizistisch nennen wir sie gerne »crossmedial«, ist gewiss preiswürdig.

Auf der Suche nach einem Stadtteil Wilder, weiter, Wedding

Von Johannes Ehrmann

Wüste, Ghetto oder neuer In-Bezirk: Wer oder was bitte ist dieser Wedding? Wir machen uns auf die Suche, mit diesem Text und mit einem neuen Blog auf Tagesspiegel.de.

I. Grau ist die Stadt

Mit der Hässlichkeit geht es schon mal los. Dieser Beton. Dieser Asphalt. Die Müllerstraße: der Schering-Klotz. Das Bürgeramt. Karstadt! Das Finanzamt an der Osloer. Reinickendorfer, Badstraße, ganz egal, alles wenig besser. Graue Nachkriegstürme wachsen aus dem Alltag, an allen Ecken und Enden. Traumhafte Tristesse. Bald vielleicht auf Tagesspiegel.de als Online-Fotostrecke: »Die hässlichsten Gebäude des Weddings«. Absoluter Klick-Garant, Leserliebling, bestimmt.

Und dann biegt man um die Ecke, und dann wird es plötzlich Licht. Bitte was? Ein antiker Tempel, der da dem rühdigen U-Bahnhof Pankstraße trotzt. Strahlende Schinkelkirche St. Paul. Vier Säulen für ein Halleluja. Heller Stein, hohe Türen. Schlichtheit. Schönheit. Aha? Ist das jetzt hier die Toskana? Man möchte ihn dann gleich noch mal einbestellen, den alten Christo, damit er das wunderschöne Giebelhaus verhüllt und den kantigen Turm gleich mit, ein bisschen Schutz vor all dem Smog, den die Kiez-Checker in ihren dicken dunklen Audis in die Luft ballern, wenn sie aus der zweiten Reihe vor den Gemüseläden ihre Kickstarts hinlegen. Unter vier Auspuffen geht ja eh schon mal gar nichts hier, eisernes Prollgesetz, Paragraf eins. Oder so.

Willkommen im Wedding! Nicht »in Wedding«, wie es sonst in dieser Zeitung so sachlich heißt. Nein, dieser Wedding ist ein »der«, ein Typ, und was für einer! Eure Abziehbildchen könnt ihr wegschmeißen, am Grenzübergang Bernauer oder wo immer ihr rüberkommt. Hinter jedem Klischee steht ein Weddinger, der ihm in den Arsch tritt.

Merken: Wer hierherkommt, braucht einen Grund. Die meisten aber schießen schnell quer durch, die verlängerte Stadtautobahn namens Seestraße, die schlangentartige B96 hoch oder runter, unterm Bayer-Kreuz hindurch zum Hauptbahnhof oder weiter in den schönen Westen. Fies und grau ist es links und rechts der Autofenster der Durchreisenden, die überall hinwollen, nur nicht hierher. Nicht leicht dagegenzuarbeiten, wenn man als jahrelanger Draufgucker beginnt einzudringen in dieses staubtrockene Biotop. Wächst hier was?

II. Stolz und Vorurteil

Wedding und Gesundbrunnen: 81 Jahre lang eigenständiger Bezirk, heute nur noch zweifacher Ortsteil. Gehört jetzt alles zum schicken Mitte, was natürlich an sich schon ein Spitzengag ist. Denn Schrumpfen, nicht Wachstum, ist hier großes Leitmotiv, vor 100 Jahren waren sie noch 350.000, die Weddinger, heute kriegen sie gerade noch 160.000 zusammen. Einst boten sie dem deutschen Fußballmeister Heimat, heute können sie sich, wenn sie wollen, noch viertklassiges Eishockey anschauen, beim Schlittschuh-Club Berlin, in einem Betonsarg von einer Halle, kalt wie das weiße Oval in der Mitte und mit ähnlich viel Kratzern, und manchmal kommen 100 Leute.

Und die Müllerstraße, der einstige Ku'damm des Nordens? Hier fahren die Rolltreppen der schicken Kaufhäuser von einst mittlerweile direkt ins Spielcasino. Arbeiterbezirk, Arbeitslosenbezirk, Armenbezirk? Ansichtssache. Die Zahl der Menschen mit festem Job (knapp 43.000 Ende 2012) ist fast dreimal so hoch wie die der Arbeitslosen (gut 15.000 im Juni 2013), teilt das Landesamt für Statistik mit. Ein Arbeitsloser pro tausend Quadratmeter Wedding. Ist das viel?

Verwirrende Infos wie diese nimmt man mit auf die Straßen, hinein in den Wild Wild Wedding. Mit der Videokamera sind wir zunächst unterwegs, kleines Filmchen drehen. Für unseren neuen Wedding-Blog auf Tagesspiegel.de, für den wir das hier ja alles machen. Unterwegs, um dumme Fragen stellen: Warum Wedding? Was ist der Wedding? Und dann erzählen einem die Leute, dass sie wahnsinnig froh sind, dass es überhaupt noch Sachen wie das Gesundbrunnen-Center gibt. Wenn's dit nicht gäbe, wär' hier jar nüscht. So reden sie, immer noch. Man erwartet, dass die Deutschen über die sogenannten Ausländer schimpfen, und das tun sie dann auch ein bisschen.

Man erwartet, dass die sogenannten Ausländer über die Deutschen schimpfen. Tun sie nicht. Stattdessen schimpfen sie über die lasche Polizei, den Dreck und die Kriminalität. Vor dem Bürgeramt an der Osloer klagt ein bärtiger Mann darüber, wie die Behörden ihn verarschen und wie das überhaupt hier aussieht, wie ein Gefängnis, wie Nicaragua, jedenfalls aber nicht wie Deutschland. Am Bio-Markt auf dem Leopoldplatz schwärmt eine reizende Französin vom »Müli-Küli«. Und dann sind da noch die beiden Jungs mit ihren Basecaps, Müller-, Ecke Triftstraße, die halb cool, halb drohend an uns vorbeiwippen und – ohne

stehen zu bleiben oder auch nur einen Tick langsamer zu werden – unseren Interviewversuch gleich mit der einfachsten, weil frechsten Gegenfrage kontern: »Video? Gibt's da Geld für?«

Ja, Jungs, ihr habt es bitter nötig, das Geld, das es nicht geben wird. Aber wer nicht in dieser Stadt? Erst im August haben sie, hier an der Müllerstraße, auf eine 84-jährige Musikladen-Besitzerin eingestochen – für ein paar Flöten aus der Auslage.

Also, was jetzt? Kein Geld? Dann verpissst euch.

Der Inhalt des eigenen Portemonnaies, seit jeher der kleinste gemeinsame Nenner der Weddinginger. Bettelarm nicht wenige, auch das so erfolgreiche Prime Time Theater, wo sie die herrlich durchgeknallte Bühnen-Soap »Gutes Wedding, schlechtes Wedding« aufführen, seit 2004, gerade läuft Folge 86 (»Döner-Donut-Dauerdienst«), und nirgendwo sonst nehmen sich Kartoffeln und Kanaken so auf die Schippe – Humor als effektivste Integrationsarbeit. Fördermittel aber gibt es keine mehr. Noch ein Grund, auf die »Prenzlwichser« und das neureiche Gesocks von nebenan zu schimpfen. Stolz und Vorurteil, hier wie da.

Deutschlands berühmtestes Arbeitsamt steht übrigens auch im Wedding, Müllerstraße 16, Stammgast in der ARD-Tagesschau. Lange das Standardbild beim Thema Arbeitsmarkt, hinter Jan Hofer, Dagmar Berghoff und Co., wirklich wahr. Millionen Westdeutsche sahen es Monat für Monat: das eckige rote A auf rundem weißem Grund, die Treppe, die grauen Kacheln, den roten Türrahmen. Das Arbeitsamt, es ist natürlich längst ein Jobcenter, und letztes Jahr, an Hitlers Geburtstag, haben sie es mit Farbbeuteln und Steinen beworfen, um viertel vor zwei nachts. Überhaupt: Von 20 Nachrichten, die zum Wedding über den Ticker laufen, findet man mitunter nur eine, die nichts mit Kriminalität zu tun hat. Es ist dann aber nicht klar, ob das mehr über den Wedding sagt oder mehr über das Bild, das die Medien von ihm zeichnen.

In dieser einen Meldung geht es übrigens um den Mauerpark, der längst schon zur Ikone des chronisch hippen Nachbarn Prenzlauer Berg geworden ist. Und der sich nun, 24 Jahre nach der Wende, endlich, endlich zum Wedding hin geöffnet hat. 24 Jahre. Allein das erzählt viel von den Grenzen, die noch durch diese Stadt verlaufen.

Im Norden des Mauerparks, auch das ist ein Teil von Gesundbrunnen, man mag es kaum glauben, wollen sie bald teure Wohnungen bauen, jetzt ist da noch

ein Schrottplatz. Nur mit dem Protest sind sie westlich des Tunnels wieder ein bisschen spät dran gewesen; drüben, in Prenzlauer Berg, haben sie viel früher gegen die Bebauung und die Zuwegung mobilisiert. Man kommt sich ohnehin nur sehr langsam näher, in kleinen Grüppchen zunächst, wie bei den Radtouren von »Nächste Ausfahrt Wedding«, gestartet vor einigen Jahren von zwei neugierigen Prenzlauerbergern.

Aber langsam, langsam kommen sie rüber. Noch sind die Inseln, die die Kreativen im Wedding kultivieren, nur lose verbunden. Eine liegt sorgsam versteckt hinter einem Studentenwohnheim, unter mächtigen Eichen. »Hausbrauerei Eschenbräu«, steht auf der kleinen Leuchttafel, in Comic Sans, der Standardschrift für Gemeindeblättchen. Klar, man kommt nicht für die Verpackung her, sondern für den Inhalt. Fürs Bier. Und das, was ein gewisser Martin Eschenbrenner 2001 als studentischen Zeitvertreib begann und was heute ein 14-Personen-Unternehmen ist, schmeckt wie die Weddinger selbst: ungefiltert und eigen und bisweilen großartig. Es tut sich wieder was im einstigen Brauereistadtteil Wedding, acht Stück waren hier mal angesiedelt, zur großen Zeit um 1900, von ihnen ist ansonsten übrig: eine bröckelnde Brandwand an der Prinzenallee: Was trinken wir? Schultheiss Bier.

Aber legendär gesoffen wird natürlich nach wie vor, hinter vergilbten Gardinen und toten Pflanzen. Typen wie Bukowski, Lowry, Tom Waits hätte es hier gefallen, den großen Pichlern und Den kern, Bukowski allen voran. Hier würde er sitzen, im »Magendoktor«, im »Klammeraffen«, in der »Trümmerlotte« oder einer der tausend anderen Kaschemmen, am äußersten Rand des Tresens, würde den billigsten Fusel saufen wie Wasser und irgendwann vom Schemel taumeln in die Nacht und sich an der nächstbesten Ecke mit dem nächstbesten Schläger anlegen – geprügelt vom Leben und ihm jede Nacht aufs Neue die Stirn bietend. Wenn es einen deutschen Bukowski gibt, in diesem Berlin des Jahres 2013, dann sitzt er jetzt irgendwo im Wedding und trinkt still vor sich hin. Wir werden erst in 30 Jahren von ihm lesen.

Die guten Trinkerstuben gab es schon immer, als der Himmel noch erleuchtet war von den Schloten der Eisengießereien, als die AEG hier produzierte und die BMAG, als Osram und Rotaprint Tausenden Arbeit gaben, harte Arbeit – und die macht immer am durstigsten.

III. Ein Stadtteil als Labor

Und heute? Taugt der Wedding oder das, was von ihm übrig ist, als Objektiv auf das große, unverständliche Ding Berlin? Für das, was hier schiefgelaufen ist und noch schiefläuft?

Zumindest kann man hier noch heute gut sehen, was aus Vierteln werden kann, wenn man sie in Versuchslabore umwandelt. Verkündet durch Bürgermeister Willy Brandt im März 1963, ab den 70ern dann durchgeführt: die Kahlschlag-sanierung. Wie hässlich schon das Wort klingt. Ihr fielen unzählige Altbauten zum Opfer, das Brunnenviertel haben sie damals gleich ganz plattgemacht. Hier, im von der Mauer eingebauten »Tiefen Wedding«, dem allerletzten Zipfel West-Berlins, entstand, in Sichtweite der DDR, ein gigantischer Wohnquader neben dem anderen. Und kaum einer sagte was, auch damals schon, während in Kreuzberg die rührigen Bewohner Vergleichbares zu verhindern wussten.

Wer allerdings die alten Mietskasernen verherrlichen will, sollte sich erst anschauen, wie die Arbeiterfamilien so gehaust haben in diesen Löchern, im Mitte-Museum an der Pankstraße kann man das sehr gut tun, nur ein paar Meter vom Schinkeltempel und den Konterfeis der drei Brüder Boateng, gewachsen auf Beton, sponsored by Nike. Nein, es waren auch früher schon keine schönen Zeiten, wenn du Arbeiter warst im Wedding, an den ersten Maitagen 1929 haben sie gleich Dutzende von ihnen abgemetzelt. »Roter Wedding«, das war fortan blutige Doppeldeutigkeit, von Erich Weinert in ein kommunistisches Kampflied gemünzt, von Ernst Busch später adaptiert. In dessen Version das bis heute nachhallende Versprechen: »Der Wedding kommt wieder!«

Der Rote Wedding, er marschiert nun schon länger nicht mehr, und doch gibt es plötzlich ein paar, die die alte Ansage einzulösen scheinen.

Eberhard Elfert ist einer von ihnen, ein Zugezogener der eher speziellen Sorte, vor vier Jahren wurde dem Kunsthistoriker und Stadtkulturschaffenden der Prenzlauer Berg zu öde, er suchte und fand das laut Statistik heruntergekommene Quartier Berlins: den Soldiner Kiez, und den machte er dann zu seinem neuen Zuhause. Elfert, der die Berliner Unterwelten mitbegründet hat und zahllose andere Projekte, kennt im Prinzip alle, die sich im Wedding einsetzen, sozial oder kulturell oder beides, er selbst ist ja ganz vorne mit dabei, hat den Wed-

dingmarkt ins Leben gerufen, eine lokale Kunst-und-Kultur-Messe, die gerade am Nordufer im fünften Jahr stattfand, er engagiert sich beim Kulturfestival und plädiert mit spitzen Thesen dafür, dass sich der Wedding öffnet, statt sich weiter abzunabeln, zum Beispiel Richtung Moabit, wie beim anstehenden Kulturfestival beider Stadtteile, aber auch in Richtung Mitte.

Behutsam treten sie auf, die Weddingworker wie Elfert, sie kennen sich alle untereinander, aber sie wollen nicht zu viel Aufmerksamkeit erregen. Die Verschönerung wird nach den Erfahrungen anderswo in der Stadt immer öfter als schöner Vorbote gnadenloser Aufwertung gefürchtet, also tastet sie sich auf leisen Sohlen vor. Als dunkles Ungetüm am Horizont: die Gentrifizierung, das böse Wort, das keiner freiwillig in den Mund nehmen will. Ein zweites Kreuzkölln, ein zweites Prenzlberg gar, das wollen sie hier auf gar keinen Fall heranzüchten.

Und doch gibt es da schon diese Inseln im Meer, das Wedding heißt: Eine liegt auf dem Dach eines riesigen Kaufhauses und heißt Himmelbeet, eine andere gleich ganz im alten Fleischtheken-Ambiente: der Supermarkt an der Brunnenstraße. Büroplätze für Selbstständige, ein Café und Begegnungsraum für Kreative. Selbst die Telekom hat hier, mitten im schmutzigen Brunnenviertel, schon Platz für Seminare gebucht. Über fast eine ganze Ladenzeile erstreckt er sich schon, doch jetzt soll erst einmal Schluss sein mit der Ausbreitung, sagen die Betreiber. Keine falschen Zeichen setzen, an die Bewohner, die Umgebung. Sollen erst mal auch andere kommen können.

Ausgeschenkt wird das trübe, kalte Bier des Martin Eschenbrenner übrigens auch hier, nur ein paar Meter weiter, im »Volta«, einem kleinen, feinen Konzeptrestaurant mitten in der rotbraunen Kachelhöhle Brunnenstraße. Gastropub nennen sie das. Dort sitzt man sommers auf einem Holzpodest, auch so eine kleine Insel der Glückseligen, und daran vorbei laufen die Alteingesessenen mit ihren Lidl-Tüten und schauen mittlerweile nur noch ein bisschen verdutzt. Und ein paar Straßen weiter flattert ein handgemaltes Banner vom Balkon: »Gegen Luxuswohnungen, für Grünflächen«, und daneben das Ganze noch mal auf Türkisch.

Im Stattbad Wedding schließlich, vielleicht der angesagtesten Location dieses Nouvelle Wedding, betonen sie, dass sie sich vor allem als Kunst- und Kreativhaus sehen statt als Party-Location mit elektromagnetischer Anziehung für die ganze Stadt. Damit lässt sich zwar das meiste Geld einspielen, das aber wiederum stecken sie am liebsten in die Kunst, gerade war eine Skateboard-Ausstellung zu Gast. So läuft das hier. Es will keiner sein, was er nicht ist. Das Gegen-

teil also von dem, was südlich der Bernauer Straße, im überdrehten Mitte, den Lifestyle definiert. Willkommen bei den Anti-Hipstern vom Wedding. Und ein paar Meter die Gerichtstraße runter hocken die Hells Angels vor ihrem Laden.

Breitbeinig kann im Übrigen auch der Wedding sein. Hier gilt bisweilen nicht Rechts vor Links, sondern: Maul vor Stumm. Blök vor Glotz. Schrei vor Flenn. Faust vor Fleh.

IV. Politik und Idylle

Also: Tut sich was? Jetzt hat sogar Steinbrück hier eine Wohnung bezogen, mitten in der Sprengelstraße. Bei Edeka ist er gesichtet worden, in weißem Hemd und offenem Sakko, willkommen, Möchtegernkanzler, ruft die Gemeinde, wir fühlen uns gleich viel sicherer. Ha, ha.

Dabei geht hier, wo vor dem Krieg die Kommunisten stets große Mehrheiten einführen, eh kaum noch einer wählen, am schlimmsten steht es um die Wahlbeteiligung in den Gegenden mit den meisten Migrant*innen, am Nettelbeckplatz, im östlichen Brunnenviertel, rings um die Soldiner Straße, hier geht nicht mal mehr jeder Zweite zur Urne, manchmal nur jeder Dritte. Es ist wohl das konsequente Desinteresse derer, für die sich ihr Leben anfühlt, als habe sich noch nie ein Politiker dafür interessiert, seit sie hier sind.

Und doch, gerade hier, gibt es die Orte, an denen man glauben mag, dass zwischen Multi und Kulti tatsächlich ein Bindestrich ist. Das Carik Kuruyemis & Café ist so einer. Von außen sieht es aus wie ein einfacher türkischer Delikatessenladen, doch wenn du dich an den Körben und Auslagen mit all den Pinienkernen, Nüssen und süßen Baklava vorbeizwängst, in den Hinterraum, dann bist du plötzlich mittendrin. Das hier ist der Ort, wo ein junges Mädchen hereinkommt und strahlend zu ihren Freundinnen sagt: »Das ist voll wie in der Türkei hier.« Hier ist auch der Ort, an dem ältere deutsche Pärchen sitzen, in Lederjacke und Rüschenbluse, als müssten sie gleich noch zum Preisskat, und aus ihrem dampfenden Kumpir löffeln und braun gegrillte Köfte kauen.

Und ja, es gibt ihn, den idyllischen Wedding, man kann ihn mit dem Fahrrad befahren, immer der Panke entlang, an altem Backstein vorbei bis hinauf zum selbstsam entrückten Bahnhof Wollankstraße und weiter in den Pankower Bürgerpark. Es gibt ihn, den Rosengarten im Humboldthain, den Volkspark Rehberge, den Plötzensee, das erhabene Virchow-Klinikum mit seinem wunderbar ruhigen Innenhof.

»Wunderkammer Wedding« – den schönsten Begriff hat unter Umständen Pedda Borowski gefunden, Illustrator und Design-Dozent an der IB-Hochschule. Er benannte sein Seminar nach den vollgestopften Raritätenausstellungen der Spätrenaissance, eben: Wunderkammer. Borowski hat seine Studenten einfach losgeschickt, in die Straßenschluchten und die Kneipen und die Parks. Sie sollten, wie damals die Besucher der Museums-Vorläufer, vor allem eines: staunen. Und lernen. Und sich verändern.

V. Nun komm doch endlich!

Er kommt, der Wedding, raunen sie seit Jahren, oder kommt er noch nicht, jetzt kommt er aber, nein wirklich, jetzt muss er doch kommen! Ja, Leute, wohin denn, bitte schön? Und überhaupt, was für eine schwachsinnige Forderung! Er war doch immer da und ließ mit sich machen. Ließ sich hin- und herwälzen, immer mal wieder umoperieren, auch mal mit dem stumpfen Skalpell. Aber sich bewegen, daran denkt doch der faule, fette Vogel Wedding nicht. Wohin denn auch? Er ist doch schon mittendrin. Wenn schon Aufbruch, dann eher so wie in der alten Liedzeile des seligen Jim Croce, völlig anderes Land, völlig andere Zeit: »If you're going my way, I'll go with you.« Recht hast du, alter Freund.

Und dann wetzt man, ganz geschafft vom Schauen und Reden und Wundern, die Hochstraße hinauf, den S-Bahn-Graben zur Rechten, hastig tretend den vermeintlich schöneren Ecken dieser Stadt entgegen, und dann tut sich links auf einmal der Blick auf vor dunkelrotem Weddinghimmel, und mit dünnen Bauhaus-Lettern steht an schlichter Fassade: Hotel Citylight, und man denkt sich nur: L.A., 50er Jahre, und sonst nirgendwo.

Man muss das alles nicht verstehen. Manche sagen: Man kann das alles nicht verstehen.

Wedding, was ist das? Tja, keine Ahnung. Sicher mehr als die Wüste, für die ihn manche halten. Aber wir werden mal losziehen und sehen, was sich herausfinden lässt.

Heute mit
famila
besser als gut!
Beilage!

Elbe-Jeetzel-Zeitung

Antisches Kreisblatt Lüchow-Dannenberg
Sonntag/Sonntag, 9. November 2013
ZEITUNG FÜR DAS WENDLAND



Elbe-Jeetzel-Zeitung
www.jz-zg.de

Niedersächsisches Tageblatt
159. Jahrgang · Nr. 262 · Euro 1,10
ALLGEMEINER ANZEIGER

Fußball

Bundesliga, 12. Spieltag:
Hannover 96 -
E. Braunschweig 0:0

Überschuss auf Rekordniveau

Das Wundschaden. Mitten in der Debatte um die deutsche Exporttarife hat der Ausfuhrüberschuss ein neues Rekordhoch erreicht. Die Exporte überstiegen im September die Importe um 20,4 Milliarden Euro. Damit wurde der höchste Überschuss von Juni 2008 überboten. **Politik**

Weidenfellers DFB-Premiere

Das München. Roman Weidenfeller ist erstmals in die deutsche Fußball-Nationalmannschaft berufen worden. Der 33 Jahre alte Torwart von Borussia Dortmund ist städter Neuling im Aufgebot für die Länderspielklassiker am kommenden Freitag gegen Italien sowie vier Tage später gegen England. **Sport**

Riesen-Taifun mit Sturmflut

Das Manila. Einer der stärksten Wirbelstürme aller Zeiten ist mit gewaltiger Zerstörungsmacht über die Philippinen hinweggezogen. Der Riesen-Taifun „Haiyan“ schätzte in dem südostasiatischen Inselstaat schwere Schäden an Stromfluten mit bis zu fünf Meter hohen Wellen suchten die Ostküste beten. **Katastrophe**

Iran-Gespräche vor Durchbruch

Das Genf. Bei den Atomverhandlungen in Genf kommen die Unterhändler des Iran und der 5+1-Gruppe voran. Ein Abkommen werde vorbereitet, sagte Irans Vizeaußenminister Abbas Araqchi. Heute soll auch der russische Außenminister Sergei Lawrow einströmen. Zuvor traf sich US-Außenminister John Kerry mit Mohammad Dschawad Zarif. **Politik**

Der Elbe-Jeetzel-Zeitung

Reichtfest am ...

Ein Wochenende rund um Sex

Treibel. Behinderungen, haben viele Befindliche, aber für die ist es nicht einfach, sich diesen Wunsch zu erfüllen. Was sich mit dem Thema auseinandersetzen, einige werden agieren, andere eher passiv. In der Workshop für ... Seite 2

Haus gerissen

abgerissen werden, ... nach einem Feuer in ... Seite 5

TV empfängt G Südkreis

Dannenberg. ... Seite 17



46

Proz

bei Ma

der Ge

Der Jackett

ANZEIGE

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1984 in Hagen (Westfalen).

Benjamin Piel hat Neuere deutsche Literatur, Neuere und neueste Geschichte und Vergleichende Religionswissenschaft an der Universität Tübingen studiert. Nach dem Volontariat bei der *Schweriner Volkszeitung* war er dort bis April 2012 als Redakteur angestellt, bevor er zur *Elbe-Jeetzel-Zeitung* in den Landkreis Lüchow-Dannenberg wechselte. Mit Frau und Tochter lebt er im Wendland.

Er wurde unter anderem mit dem »KEP-Nachwuchspreis für engagierte Berichterstattung« der Christlichen Medienakademie Wetzlar ausgezeichnet, gewann 2012 den Landesmedienpreis Mecklenburg-Vorpommern (Sophie) der Heinrich-Böll-Stiftung, der Landeszentrale für politische Bildung und des Deutschen Gewerkschaftsbunds Nord in der Kategorie »Nachwuchs« und wurde 2012 unter die »Top 30 bis 30« des *medium magazins* gewählt.

BENJAMIN PIEL erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »Bettys erstes Mal«, erschienen in der *Elbe-Jeetzel-Zeitung* am 9. November 2013.

Darf so etwas erlaubt sein? Ist es ethisch akzeptabel? Ist es gar Missbrauch der Betroffenen? Und sollte man als Journalist überhaupt darüber schreiben, ohne dem Leser gleich eine eindeutige moralische Empfehlung mitzuliefern? Diese Fragen stellen sich angesichts des heiklen Themas, das Benjamin Piel in seiner lokalen Reportage unter dem Titel »Bettys erstes Mal« für die *Elbe-Jeetzel-Zeitung* in schnörkellosem, direktem Schreibstil aufgreift. Betty, eine 73-jährige, geistig behinderte und fast blinde Frau hat zum ersten Mal in ihrem Leben Sex – mit einem Sexualberater, organisiert von einem Institut, das entsprechende Erotik-Workshops anbietet. Mit seiner Reportage erschließt Benjamin Piel mutig thematisches Neuland und eröffnet den Lesern einen überraschenden Blick hinter üblicher Weise verschlossene Türen. Schon dadurch wird der Leser tief in seine Reportage hineingezogen. Es gelingt Benjamin Piel darüber hinaus, auf sehr unmittelbare Art und Weise zu beschreiben, was er beobachtet und recherchiert hat, ohne die nötige journalistische Distanz zu verlieren. An keiner Textstelle lässt er sich zu Häme, Voyeurismus oder – umgekehrt – unkritischer Sympathie mit der Sache verleiten. Benjamin Piel würdigt mit seiner trittsicheren und zielführenden journalistischen Gratwanderung den mündigen Leser, der sich selbst ein Urteil machen will. Prostitution oder Therapie? Darüber kann auch nach der Lektüre von »Bettys erstem Mal« heftig debattiert werden!

Bettys erstes Mal

Von Benjamin Piel

Betty und Jean haben ein Date – Sie ist fast blind und geistig behindert, er angehender Sexualbegleiter

Betty ist 73 und Jungfrau. Noch nie hat ein Mann ihren nackten Körper gestreichelt. Betty ist fast blind und geistig behindert. Noch nie hat sie gespürt, wie das kribbelt im Bauch. »Ick hab Mut«, sagt Betty und nickt, »ick hab Mut.«

Es ist Freitagabend im Trebeler Gästehaus. An einem langen Tisch sitzen Behinderte und ihre Betreuer. Kerzen brennen, Kastanien liegen neben bunten Blättern auf der Tischplatte. Einige löffeln Kürbissuppe, andere stehen Schlange am Büfett. »Vorher müssen wir beten«, sagt ein Behinderter mit Bart und faltet die Hände. »Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen.«

»Ich bin Lothar Sandfort und ich bin behindert«, sagt ein Mann, der in einem Rollstuhl sitzt. »Das sehen wir doch, wenn du da in deinem Rollstuhl hockst«, sagt der Bärtige. Sandfort ist Psychologe und leitet das Institut zur Selbst-Bestimmung Behinderter (ISBB). Heute beginnt ein Erotik-Workshop. Behinderte, die sich nach Sex sehnen, treffen auf Sexualbegleiter in Ausbildung, die ihnen Sex gegen Bezahlung anbieten. »Wenn ihr ein Date haben wollt, müsst ihr zu dem Sexualbegleiter gehen und ihm oder ihr sagen, was ihr haben wollt«, sagt Sandfort, »ihr könnt Sex haben, müsst ihr aber nicht.« Betty reißt den Kopf nach oben und lacht auf. »Ick freu mir schon«, sagt sie und ihre feuerrot gefärbten Locken wackeln hin und her.

Betty kommt aus Berlin-Kreuzberg. »Da schmeißen sie am 1. Mai Flaschen«, sagt sie. Seit Jahrzehnten wohnt sie in einem Behindertenheim in Brandenburg. Früher hat sie in einer Behindertenwerkstatt gearbeitet, hat Haken an Möbel geschraubt. Seit acht Jahren ist Betty Rentnerin, bekommt 300 Euro im Monat. Sie kann kaum laufen. Langsam setzt sie einen Fuß vor den anderen, krümmt den Rücken, tastet sich an Tischen, Stühlen und Wänden entlang. Betty lebt gerne und redet viel. Ihre kratzige Stimme ist laut. Elf Ringe trägt sie an den Händen, Ohringe, um den Hals baumelt eine Kette, an der ein großer Bernstein hängt. Wenn sie ihn ganz nah an ihr Auge hält, kann sie manchmal ein Glitzern sehen. Betty lässt sich von ihrem Betreuer ein zweites Glas Rotwein einschenken. »Ich trinke gerne.« Betty wünscht sich einen Mann, der sie streichelt und massiert. »Ich will einen, der stark ist, und der sagt dann wahrscheinlich zu mir: ›Zieh dich aus, kleine Maus‹«, sagt sie.

Jean heißt eigentlich nicht Jean. Aber wenn der Mann aus Zürich als Sexualbegleiter unterwegs ist, nennt er sich so. Jean ist um die 60 und Mathematiklehrer. Seit einiger Zeit bietet er behinderten Frauen erotische Dienstleistungen an, massiert sie von oben bis unten, streichelt sie, erfüllt sexuelle Fantasien. »Sex ist nicht immer drin, denn dafür muss ich selbst erregt sein«, sagt er. Er spricht langsam und mit schweizerischem Akzent, zieht die Wörter lang, seine Stimme ist tief und sanft. Von der Sexualbegleitung hat Jean aus dem Radio erfahren. Jetzt ist er fast fertig mit der Ausbildung. Früher hätte Jean sich nicht vorstellen können, mit Behinderten Sex zu haben. Aber dann entdeckte er Tantra, lernte neue Seiten der Sexualität kennen. »Ich kann mich sehr gut einfüllen in die Situation der Behinderten, in ihre unerfüllten Sehnsüchte und das gibt mir unheimlich viel.« Die Dienstleistung, die er anbietet und für die er 90 Euro in der Stunde bekommt, sei Prostitution, ja, aber keine mechanische Verrichtung von Bewegungen, sondern eine tiefe Begegnung zweier Menschen. »Es fällt mir leicht, diesen Menschen Zuwendung zu geben«, sagt er und streicht sich durch den weißen Schnauzbart. Gerne würde er offen damit umgehen, dass er Sex mit Behinderten hat, aber Jean muss vorsichtig sein. Als Lehrer ist es besonders gefährlich, er fürchtet das Unverständnis. Jean wünscht sich eine Welt ohne dieses Tabu. Seinen vier Kindern hat er davon erzählt, habe kein Doppelleben gewollt. Eine Frau, der er seine Mission gestehen müsste, gibt es nicht. »Guten Freunden habe ich es auch gesagt«, sagt er. Die Freundschaft hat ihm danach niemand gekündigt. In zwei Jahren will er raus aus dem Schuldienst, den er oft als Belastung empfindet.

»Ich hab Lust und ich hab Mut«, sagt Betty. Jean setzt sich neben sie. »Weißt du, wie alt ich bin?«, fragt sie ihn, »73 – manche sagen, dass ich jünger aussehe.« – »Ja, das finde ich auch«, sagt Jean. »Hattest du schon mal einen Mann?« – »Nein, nein, nie.« – »Ich habe vier Kinder und ich hatte eine Frau, aber jetzt bin ich geschieden.« Er nimmt ihre Kette zwischen die Finger. »Ein Bernstein?« – »Ja, den habe ich mir in Zinnowitz gekauft.« – »Der ist sehr schön«. Betty lacht, nimmt Jeans Hand und hält sie fest. »Wie heißt du?« – »Jean« – »Jens?« – »Nein, Jean, das ist ein französischer Name.« – »Oh, französisch.« Sie lacht auf. »Ich will den Mann fragen, ob er mich anfassen will.« – »Ich bin der Mann.« – »Aaaaah«, sagt sie und zieht die Augenbrauen hoch. »Wir beide machen das«, sagt Jean. »Von mir aus kannst du alles machen«, sagt sie,

beugt sich zu ihm vor und kichert. »Aber das besprechen wir dann unter drei Augen«, sagt Betty. Sie hat nur ein Auge, das andere ist aus Glas. Sie zieht ihre Mundharmonika aus der Tasche und spielt. Weißt du, wieviel Sternlein stehen. »Das ist aber schön«, sagt Jean.

Bettys Betreuer Mirko hatte vorgeschlagen, nach Trebel zu fahren. In der Einrichtung, in der er arbeitet, gehen viele Mitarbeiter offen mit dem Thema Sex um. Mirko hat einen Arbeitskreis zum Thema gegründet, lädt Behinderte zu Männerrunden ein, veranstaltet Single-Diskos, bestellt Sexualbegleiterinnen in die Einrichtung. Seitdem reden Betreuer und Behinderte offener über das Thema. »Zum Glück ist die Leitung aufgeschlossen«, sagt er. Aus Trebel würden die Behinderten verändert zurückkehren: »Viele achten mehr auf ihr Äußeres, sind selbstbewusster, ruhiger, weniger aggressiv, tiefenentspannt.«

Am Sonnabendmorgen treffen sich die Behinderten ohne Betreuer mit Lothar Sandfort. Sie sitzen im Kreis. »Alles, was wir hier reden, bleibt geheim«, sagt er, »denn wir reden jetzt über Sex.« – »Das ist doch normal«, sagt Betty. »Aber was wir hier machen, das ist nicht normal.« – »Im Hotel massieren sie doch auch.« – »Aber im Hotel geht es um die Muskulatur, hier geht es um das Gefühl im Kopf – wenn es im Bauch und in der Scheide kribbelt, dann ist das Erotik«, sagt Sandfort. »Wenn du ein Date mit Jean haben willst, dann musst du das sagen, du musst dir vorher ein paar Gedanken machen und sagen, was du willst und was du nicht willst«, sagt er. »Ich will, dass er es mir macht, das habe ich ihm schon gesagt«, sagt Betty. »Das ist gut, aber es hört sich so an, als würdest du zum Schuster gehen, um eine neue Sohle an den Schuh machen zu lassen. Du musst schauen, dass es dir dabei gut geht und du musst auch schauen, dass es Jean gut geht.« Sie sprechen über Kondome und darüber, dass beim Sex Kinder entstehen können, über Aids und andere Krankheiten. »Mit Sex ist das so, dass beide Partner etwas geben und etwas bekommen«, sagt Sandfort, »wir wollen hier kein Bordell sein, sondern wir wollen, dass die, die zu uns kommen, etwas für das richtige Leben lernen. Wenn ihr eine Freundin habt, dann müsst ihr sie ja auch fragen, was sie mag und was nicht.«

Ein paar Stunden später gibt es Tantra-Übungen. Die Behinderten lassen sich massieren und streicheln, liegen auf dem Boden im sanften Licht, genießen die Berührungen. Am Abend haben Betty und Jean ihr Date. Er zieht sie aus, massiert sie. Betty genießt und will ein zweites Date. »Ich will Sexeln«, sagt sie und

lacht los. Am Sonntag gibt es das zweite Date. »Ich hatte einen Mann«, sagt Betty, als es zurück nach Brandenburg geht. Betty ist 73, fast blind, geistig behindert. Und keine Jungfrau.

»Wir sind eine große Selbsterfahrungsgruppe«

Behinderte sehnen sich nach Sex. Für viele ist es aber fast unmöglich, welchen zu haben. Der Frust ist bei vielen groß. Benjamin Piel sprach mit dem Psychologen Lothar Sandfort, dem Gründer des Instituts zur Selbst-Bestimmung Behinderter (ISSB), über das Tabuthema.

Frustriert Sie der Umgang mit Sex in Behinderten-Einrichtungen?

Lothar Sandfort: Ja, sehr. Ich habe ein schlechtes Bild vom Betreuungssystem. Aber es gibt Hoffnung, Menschen, die das Thema anpacken. Leider sind es zu wenige. In den Einrichtungen ist Sexualität ein Dauerthema – zumindest im Empfinden der Behinderten. Doch viele Betreuer haben panische Angst vor Übergriffen oder Schwangerschaften in ihren Einrichtungen. Aus Hilflosigkeit schweigen sie das Thema tot. Nicht wenige Einrichtungen haben sich noch nie hilfreich mit dem Thema auseinandergesetzt.

Und setzen Medikamente ein.

Leider auch das. Dabei lassen sich die Sehnsüchte auf Dauer gar nicht wegmedikamentieren. Satt und sauber sollen die Behinderten sein – das ist viel zu wenig.

An Ihrem Institut zahlen Behinderte 90 Euro und bekommen dafür eine Stunde Sex.

Das ist ungefähr auch der Nettopreis in den Studios. Die Sexualbegleiterinnen brauchen das Geld zur Identitätsfindung – dass die Frauen den Behinderten aus Mitleid helfen wollen, muss aus ihren Köpfen raus. Die Behinderten brauchen das Geld zur Abgrenzung – wenn sie zahlen, dann müssen sie nicht dankbar sein, und sie merken, dass sie eine Dienstleistung bekommen.

Kommt diese Botschaft an?

Nur schleppend. Behinderte sind darauf getrimmt, dankbar sein zu müssen. Das steckt ganz tief drin, weil die Gesellschaft es ihnen einimpft. Wer dankbar sein muss, verliert die Freiheit, dankbar sein zu können.

Was ist der Unterschied zwischen traditioneller Prostitution und Sexualbegleitung?

Die traditionelle Prostitution verkauft Illusionen, bei uns passiert das Gegenteil. Die Sexualbegleiterinnen sind zur Wahrheit verpflichtet. Wenn ein Behinderter nicht gut riecht, dann sagt die Sexualbegleiterin ihm das, damit er es ändern kann. So etwas würde in der traditionellen Prostitution kaum passieren. Wir sind kein Bordell, sondern ein diagnostisch-therapeutisches Institut.

Glauben Sie, dass es weniger Vergewaltigungen – wie kürzlich in Wustrow – gäbe, wenn man offensiver mit dem Thema umginge?

Davon bin ich überzeugt. Leider verweigern sich viele Einrichtungen dem Thema. Im Landkreis arbeite ich nur mit einer einzigen zusammen. Dass ein Behinderter auf die Idee kommt, sich Sex nehmen zu müssen, weil niemand ihm eine andere Möglichkeit gezeigt hat, ist schlimm.

Was treibt nicht-behinderte Frauen an, Sex mit Behinderten zu haben?

Die meisten sind in den Wechseljahren, zeitgleich verändern sich die Rollen als Mutter und Partnerin radikal. Sie haben nun in einer neuen Lebensphase erstmals das Gefühl, wirklich zu sich kommen zu können, wünschen sich aber weiterhin, jemandem etwas Lebenswichtiges geben zu können. Bei uns lernen sie, Behinderten zu begegnen und ihnen ehrliche Erfahrungen zu vermitteln, die nicht immer einfach zu verkraften sind. Mein Ziel ist es, dass die Behinderten nicht ihrer Krisen beraubt werden. Erfolgreich durchlebte Krisen stärken. Im Grunde genommen sind wir eine große Selbsterfahrungsgruppe.

Warum sind 90 Prozent der Behinderten, die zu ihnen kommen, Männer?

Behinderte Frauen sind genauso oft frustriert, zeigen das aber anders. Sie neigen zu Depressionen, Männer sind eher aggressiv – die Bereitschaft bei Betreuern und Eltern, auf die Aggressionen zu reagieren und professionelle Hilfe zu holen, ist größer. Außerdem sind 80 Prozent der Betreuer weiblich. Für viele Frauen passen Frauen als Kundinnen von Prostitution einfach nicht ins Bild.

Was ist, wenn sich Behinderte in Sexualbegleiterinnen verlieben?

Das passiert fast ausschließlich Körperbehinderten. Die müssen dann da durch und erleben mit unserer Hilfe, dass es ein Leben nach dem Liebeskummer gibt. Das stärkt sie. Wir fördern ein Recht auf Liebeskummer.

Wie viele Sexualbegleiterinnen haben Sie schon ausgebildet?

Um die 80. Aber nur etwa zehn sind zeitgleich aktiv. Es gibt nur wenige, die das langjährig machen. Die meisten hören nach eineinhalb Jahren wieder auf, wenn sie ihren Lebensumbruch erfolgreich hinter sich haben.

Sie sind nach einem Unfall querschnittgelähmt. Wie sind Sie nach dem Unfall mit ihrer Sexualität klargekommen?

Es hat acht Jahre gedauert, bis ich meine Sexualität umorganisiert hatte. Ich hatte das Glück, die richtigen Menschen kennenzulernen. Das Thema war damals ein großes Tabu.

Ist es noch immer.

Nicht ganz. Wir beide reden zum Beispiel öffentlich darüber. Ich bin aber dennoch oft traurig, wenn mir bewusst wird, wie langsam es voran geht. Das ISSB gibt es mittlerweile seit 14 Jahren – wie wenig sich seitdem verändert hat, frustriert mich manchmal gewaltig. Aber es gibt Hoffnung.

ELBE-JEETZEL-ZEITUNG

Nr. 262 vom 9. November 2013

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1965 im Allgäu.

China treibt Kai Strittmatter schon lange um. Er studierte Sinologie und absolvierte die Deutsche Journalistenschule in München, bevor er 1995 in der Redaktion Außenpolitik der *Süddeutschen Zeitung* anfang. 1997 schickte ihn die SZ erstmals als Korrespondent nach Peking, damals blieb er acht Jahre. Von 2005 bis 2012 berichtete Strittmatter aus Istanbul und Athen. Vor zwei Jahren dann ging er zurück nach Peking, wo der heute 49-Jährige mit seiner Familie lebt.

KAI STRITTMATTER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Wolfskind«, erschienen in der *Süddeutschen Zeitung* am 5. April 2013.

»Wolfskind« von Kai Strittmatter ist eine herausragende Auslandsreportage, die versucht zu erklären, warum ein Junge die eigene Mutter der Konterrevolution bezichtigt und ihre Hinrichtung verlangt hat. Obwohl der Einzelfall im Mittelpunkt steht, erfahren die Leserinnen und Leser viel über die Zeit der Kulturrevolution in China. Strittmatter beschreibt detailliert eine unfassbare Geschichte aus dem Jahr 1970 und dokumentiert, was aus dem Jungen geworden ist und wie er heute im Alter von 59 Jahren mit den Vorgängen von damals umgeht. Er nimmt die Leserinnen und Leser seines Beitrags mit auf eine Zeitreise nach China und fesselt bis zum Schluss. Der Beitrag von Kai Strittmatter mit seiner ausgezeichneten Erzählweise in einer klaren und verständlichen Sprache ist vorbildlich und preiswürdig.

Wolfskind

Von Kai Strittmatter

Er ist 15 und denunziert seine Mutter. Sie wird hingerichtet im China Mao Zedongs. Das war 1970. Heute fragt sich der Sohn, was ihn damals zum Tier machte

Guzhen – An dem Tag, an dem der Junge seine Mutter in den Tod schickt, liegt Schnee in der Luft von Guzhen, dem kleinen Flecken in der südchinesischen Provinz Anhui.

Eine glückliche Familie seien sie gewesen, sagt Zhang Hongbing. Erfüllt vom Geist der Revolution, aber wer war das nicht? Er erinnert sich: eine Mutter, die dem Sohn den Fieberschweiß von der Stirn tupft; ein Vater, der in Winternächten die Bettdecke über den Kindern zurechtzieht. Eine große Schwester, ein kleiner Bruder, in der Mitte er, großgezogen mit der Liebe zum Vorsitzenden Mao.

Mit Wolfsmilch, wie Zhang Hongbing heute sagt.

59 ist er jetzt, und da liegt seine Geschichte: Zerfledderte Kladden, die Tinte so frischblau, als wäre sie von gestern.

Aus den Notizen des Vaters: »Sie wurde mir 1951 vorgestellt. Sie war als Modellarbeiterin ausgezeichnet worden. Da entwickelte ich Gefühle für sie.«

Aus dem Tagebuch der 13-jährigen Schwester: »Heute haben wir das entlaufene Kaninchen zurückgebracht. Ich will doch dem Volke dienen. Wir hatten keine Ahnung, wem das Kaninchen gehörte, keiner wollte es, wir dachten schon daran, aufzugeben. Da fielen uns die Worte des Vorsitzenden Mao ein: »Entschlossen voranstürmend, ohne Angst vor Opfern den Sieg erringen!« So fassten wir neues Vertrauen und fanden schließlich den Besitzer.«

Aus dem handschriftlichen Protokoll des Abends vom 13. Februar 1970, erstellt vom Schüler Zhang Hongbing: »Anzeige und Enthüllung der himmelschreienden Verbrechen der Konterrevolutionärin Fang Zhongmou.«

Fang Zhongmou, das war seine Mutter.

Es ging ein kalter Wind, die Mutter war von zehn Stunden Arbeit aus dem Krankenhaus zurückgekommen. Nun saß sie auf einem Schemel und walkte die Wäsche, sie war müde. Der Sohn spülte das Geschirr vom Abendessen. Nachher wird er sagen, es sei dieser Satz der Mutter gewesen, der ihn so schockiert hätte: »Ich möchte aber wirklich, dass Liu Shaoqi rehabilitiert wird.«

Liu war Staatspräsident, als sein alter Kampfgenosse Mao Zedong ihn 1967 verhaften und zwei Jahre später im Gefängnis umkommen ließ. Liu hatte Mao kritisiert für dessen Politik, die Millionen in den Hungertod schickte, er war also ein bürgerlich-reaktionärer Verräter. »Ich war entsetzt. Meine Mutter war eine Klassenfeindin!«, schreibt Zhang in den Aufzeichnungen, die er am Tag nach seinem Verrat zu Papier brachte. »Noch im Moment des Schocks spürte ich plötzlich: Ich war ein Rotgardist, ein Wächter Maos. Ich begann noch zu Hause eine Kritik- und Kampfsitzung gegen meine Mutter.«

Die Mutter zeigte keine Einsicht.

»Kind«, sagte sie: »Du hast doch keine Ahnung vom Klassenkampf.«

Der Sohn sah rot. »Wer ist hier dein Kind? Wir sind die roten Garden Mao Zedongs«, rief er. »Wenn du weiter Gift verspritzt, zerschmettere ich deinen Hundeschädel!«

Gut, sagte die Mutter, dann werde sie eben jetzt den großen Mao von der Wand reißen. Nun mischte sich der Vater ein: »Fang Zhongmou«, sagte er: »Du bist eine unverbesserliche Konterrevolutionärin und gehörst von nun an nicht mehr zu uns. Du bist der Feind. Wir bekämpfen dich.« Der Vater ging weg, die Mutter anzuzeigen beim örtlichen Armeekomitee. Der Sohn zitterte vor Wut. Er hatte Angst. Angst, der Vater könne die Mutter beim Komitee vielleicht doch heimlich in Schutz nehmen. Also schrieb er an Ort und Stelle seine eigene Anklageschrift. »Verteidigt den Vorsitzenden Mao bis zum Tod!«, stand da. Und: »Richtet Fang Zhongmou hin!«

Die Mutter hatte sich da schon im Schlafzimmer eingeschlossen, sie war dabei, die Mao-Bilder von der Wand zu nehmen und zu verbrennen. Er lief zum Haus eines Armeeeoffiziers und schob die Anzeige gegen seine Mutter unter der Türe durch.

Zhang Hongbing war 15 Jahre alt, als er die Hinrichtung seiner Mutter verlangte. Und bekam.

Zhang Hongbing. So hieß er noch nicht lange. Seine Eltern hatten ihn getauft auf Zhang Tiefu. Dann rief der große Mao 1966 die Kulturrevolution aus und empfing auf dem Platz des Himmlischen Friedens seine neue Streitmacht: die jungen Rotgardisten. Ein Mädchen durfte Mao eine rote Armbinde umlegen. Er fragte sie, wie sie heiße. »Song Binbin«, antwortete sie: die Ausgeglichenene. »Das ist nicht gut«, sagte Mao. »Nenn Dich lieber ›die Kriegslüsterne!‹.« So geschah

es: Aus Song Binbin wurde an Ort und Stelle Song Yaowu. Und 1000 Kilometer weiter im Süden legte der tief bewegte kleine Tiefu den Namen ab, den seine Eltern ihm gegeben hatten und nannte sich fortan Hongbing, »roter Soldat«.

Vater und Mutter waren selbst glühende Kommunisten, stammten aus armen Bergdörfern in Anhui, beide hatten sie mit der roten Armee 1949 China befreit. Ihr Glaube war stark, zu Beginn auch der der Mutter. Der Vater Zhang Yuesheng war Parteifunktionär im Krankenhaus. Er wankte nicht, als zwischen 1959 und 1961 die Menschen in den Dörfern bei Maos »Großem Sprung nach Vorn« vor Hunger verreckten. Er wankte nicht, als er bei der Inspektion eines Bauernhauses den Deckel eines Kochtopfs hob und darin die Leiche eines Babys entdeckte.

Er wankte nicht, als er die wahren Zahlen der Hungertoten nach oben meldete, und dafür von der Partei als »Rechtsabweichler« bekämpft wurde: Mao war unfehlbar, seine Politik konnte nicht falsch sein. Er wankte auch dann nicht, als die Roten Garden ihm 1967 einen hohen Papierhut aufsetzten, ein Schild umhängten und ihn durch die Straßen trieben, ihn bespuckten und verprügelten. Die Kinder waren da längst keine Kinder mehr. »Alle Unschuld hatten wir verloren«, sagt Zhang.

Wann die Mutter erstmals zweifelte? Als ihr eigener Vater 1951 von der Partei als angeblicher Spion hingerichtet wurde? Als sie 1967 mit ihrem eigenen herzkranken Körper die Tritte und Schläge des roten Mobs gegen ihren Ehemann abzufangen versuchte? Ja, die Mutter warf sich vor den Mann, der sie drei Jahre später gemeinsam mit dem Sohn anzeigte.

Die Mutter hatte gezweifelt. Die Mutter war Mensch geblieben. Die Mutter musste sterben.

»Manchmal kommt mir das vor wie ein Traum.« Der Bruder der Mutter sagt das, ein Mann Mitte sechzig, Fang Meikai: »Unwirklich.« Er spricht langsam: »Was die Menschen einander antaten, die Brüder ihren Schwestern, die Kinder den Eltern. Ein Leben war das nicht.« Er hält inne. Ein dunkles Bauernhaus am Rand von Guzhen. Betonfußböden. Über der Tür Überbleibsel vom Frühlingfest, zwei Lampions, ein Banner: »Möge dieses Heim glücklich sein.«

Die Große Proletarische Kulturrevolution. Ein teuflischer Schachzug Mao Zedongs. Machtpolitisch grandios, menschlich eines seiner größten Verbrechen. Mao entledigte sich seiner Rivalen und schickte dafür sein Land in den kollektiven Wahnsinn. »Bombardiert die Hauptquartiere!« rief er, und schickte die ihm

blind ergebene Jugend des Landes zum Sturm auf die Autoritäten. 1966 war das. Die ihm schon entglittene Parteibürokratie war sein erstes Ziel. Dann alles, was nach Bildung roch.

Dreizehn- und Vierzehnjährige formten sich zu Roten Garden, Mao ließ Lehrer durch die Straßen jagen, Schriftsteller foltern, Professoren totprügeln, Tempel niederreißen, Gräber schänden.

Jetzt sitzen sie einander gegenüber in der Bauernkate, der Sohn und der Bruder der Mutter, so viele Jahre später. Neben dem Tisch an der Wand Zhang Hongbing, weißes Hemd, blaues Jackett, Brille. Ein Rechtsanwalt ist er geworden. Auf dem Sofa Fang Meikai, der Bauer in der grauen Windjacke, sein Onkel. Sie schauen aneinander vorbei.

Warum? Warum haben Sie damals die Hinrichtung Ihrer Mutter gefordert, Zhang Hongbing?

Mit einem Ruck richtet der sich auf und deklamiert in erregtem Stakkato: »Um Mao zu schützen! Um Mao zu schützen!« – »Ach, sei doch still«, ruft der Bruder. Dann wieder leise: »Verrückt. Ganz China war verrückt. Groß und Klein waren verrückt.« Er wischt sich Tränen aus den Augen.

Warum, Zhang Hongbing? »Man hatte mich neu formatiert. Man hatte uns die menschliche Natur ausgetrieben.«

Warum? »Ich suche doch selbst seit 34 Jahren die Antwort auf diese Frage. Wie konnte ich mich von einem wachen, gesunden Jungen in ein wildes Tier verwandeln? Was hat mich zu einem Wolfskind gemacht?«

Lautsprecher an jeder Straßenecke bellten »rote Lieder« in die Wohn- und Schlafzimmer: »Die Liebe zu Mutter und Vater ist nichts gegen die Liebe zu Mao Zedong!«

Kinder brachten ihre Eltern ins Arbeitslager, Eheleute einander in den Folterkeller. Und als die Jungen ihren Dienst getan hatten, und ihre Orgie der Gewalt in einen Bürgerkrieg umschlug, da ließ Mao sie von der Armee zusammenschießen. Am Ende hatte der Große Vorsitzende die Macht zurückerobert. Und China lag in Ruinen. Millionen Menschen waren misshandelt und umgebracht, die Überlebenden seelische Krüppel. 1976 war die Kulturrevolution offiziell vorüber, aber ihr Erbe vergiftet China bis heute. Wenn noch heute in diesem Land ein Mensch dem anderen nicht vertraut, dann liegen die Wurzeln auch hier.

Fang Meikai war dabei, als seine Schwester sich um Kopf und Kragen redete. Er wollte sie retten, lief am Abend des Streits zu einem Nachbarn um Hilfe, dem Brigadenführer, der aber schlief schon und öffnete die Tür nicht. Wenig später wurde die Mutter abgeführt. »Acht Wochen war sie in einer Zelle eingesperrt.« Der Bruder starrt Zhang Hongbing an, dann sagt er tonlos: »Und ihr habt sie ein zweites Mal zurückgeschleppt!« Stille. Zurückgeschleppt? Der Angesprochene zögert, rückt seine Brille zurecht. Ja, sagt Zhang, einmal sei der Mutter die Flucht gelungen aus dem Gefängnis. Sie sei nach Hause gekommen. Und?

»Da haben Vater und ich sie gepackt und zurückgebracht.« Das sagt der Sohn.

Die spätere Ehefrau des Bruders war am Richtplatz am 11. April 1970. Eine öffentliche Hinrichtung. »Wir wurden hinbefohlen«, erzählt sie: »Als ich ankam, lag sie schon auf der Erde. Tot. Hatte nur einen Schuh an.« Die Menge rief: »Lang lebe die Kommunistische Partei!« Einige flüsterten: »Sie war eine gute Frau«. Der Bruder arbeitete auf dem Feld, ihm hatte keiner Bescheid gesagt, wenig später kam ein Vorgesetzter: »Deine Schwester ist tot. Kümmerst du dich um die Leiche?« Aber der Bruder war allein, hatte keinen Karren, besaß nicht einmal eine Bambusmatte, um darin die tote Schwester einzuwickeln.

Und Vater und Sohn, warum kümmerten sie sich nicht um die Leiche? Der Vater, sagt Zhang Hongbing, habe schon die Scheidung eingereicht gehabt: »Rechtlich gesehen war es nicht mehr seine Pflicht.« Rechtlich gesehen. Zufällig vorbeikommende Arbeiter verscharrten den Leichnam auf freiem Feld. Im Moment der Hinrichtung war Zhang selbst in der Nähe des Richtplatzes. Er habe es nicht über sich gebracht, zuzuschauen, sagt er. Als der Vater und er zu Hause waren, durchsuchten sie alle Schubladen, verbrannten die Fotos der Mutter. Zhang Hongbing nahm einen Pinsel, durchblätterte alle Bücher der Mutter und übermalte mit Tinte sorgfältig jedes Schriftzeichen, das sie an den Rand gekritzelt hatte.

Gut erging es der Familie danach nicht. Solchermaßen war die Logik der Kulturrevolution, dass Zhang nun als Sohn einer Konterrevolutionärin galt, immerhin galt er als »besserungsfähig«. Er wurde aufs Land verschickt, arbeitete als Schlosser in einer Werkstatt. Und doch, sagt er, sei ihm ein Jahrzehnt lang nicht der Hauch eines Zweifels an seinem Tun gekommen.

1979, Mao war tot, die Kulturrevolution längst vorüber, begann er auf Drängen seines Onkels, bei den Behörden einen Antrag auf posthume Rehabilitie-

rung der Mutter zu schreiben. Aber noch in diesem Moment plante er, auf ihre geistige Unzurechnungsfähigkeit zu plädieren. Die Mutter musste verrückt gewesen sein, nicht er.

Dann die ersten Risse.

Er begann ein Fernstudium, recherchierte für den Antrag. Langsam sickerte das Entsetzen über seine Tat ein. Warum jetzt? »Es war die Bildung. Sie öffnete mir die Augen«, sagt Zhang Hongbing. Die Bildung. Der Onkel sitzt stumm auf dem Sofa. Nie hat er irgendeine Bildung genossen, er war sein Leben lang einfacher Bauer und Arbeiter, und wusste doch von Anfang an, was recht und was unrecht, was menschlich und was unmenschlich war.

1981 verpassen die Führer der KP der Kulturrevolution einen neuen Namen, sie heißt nun offiziell: »Zehn Jahre Chaos«. Und Mao? Die Partei rechnet nach und befindet, Maos Handeln sei »zu 70 Prozent korrekt und zu 30 Prozent falsch« gewesen.

Zhang Hongbing ging tagsüber in die Werkstatt und holte abends sein Studium nach: 1987 Juraexamen, 1988 Abschluss in chinesischer Literatur. Zhang ist Parteimitglied, seit 1985, seine Vorgesetzten hätten ihn zum Eintritt gedrängt, sagt er. Glaubt er an die Partei? »Ich glaube an das Recht«, sagt er: »Mein Traum ist es, aus China einen Rechtsstaat zu machen. Die Macht in einen Käfig zu sperren.« Zhang Hongbing klammert sich heute an Paragraphen und Gesetze, an Indizien und Belege, er springt nach jedem Satz auf, zerrt ein altes Buch, ein altes Notizheft, eine alte Ortschronik aus dem Bücherschrank, blättert, zitiert, triumphiert: »Sehen Sie?«

Seit 34 Jahren nun recherchiert er die Geschichte seiner Familie und seiner Tat. Wir sitzen am Küchentisch. Zhang hat seinen alten Werkstattmeister zum Essen eingeladen, den 73-jährigen Wang Yunxiang. Manchmal bricht Zhang in Tränen aus, manchmal ruft er aus: »Ich bin nicht so viel wert wie ein Tier.« Oder: »Meine Name soll in die Geschichte eingehen als ewige Schande.« Die seine ist eine Buße, die nach Publikum verlangt. Der alte Wang schaut verlegen. »Das ist doch vergangen«, sagt er leise. »Darüber sollten wir nicht mehr sprechen.« Zhangs Ehefrau nickt: »Was sollen die alten Geschichten? Geht es uns nicht gut heute?« Vor vier Jahren beschloss Zhang, an die Öffentlichkeit zu gehen. Seiner Familie ist es eine Pein. Aber er war im Internet auf Seiten gestoßen, die Mao und die Kulturrevolution zu preisen begannen. Er seufzt: »Warum bloß verste-

hen die Söhne und Töchter des chinesischen Volkes so wenig?« Er führt einen Feldzug. Einen persönlichen, der ihm, der keine Vergebung je erlangen wird, den Schmerz ein wenig betäubt. Und einen öffentlichen gegen das kollektive Vergessen. Ein Vergessen, das in China mehr ist als nur menschlich. Es hat System: Die Partei verordnet dem Volk die historische Amnesie, wieder und wieder. Sonst müsste sie sich ihren Verbrechen stellen.

Und so schweigt China über die mehr als 30 Millionen Hungertoten während des Großen Sprungs, es schweigt über die Wurzeln der Kulturrevolution, es schweigt über das Massaker vom Tiananmenplatz 1989. Und unter bleiernem Schweigen gärt ein Sud aus Schmerz, Schuld und Bitterkeit und schickt giftige Blasen an die Oberfläche des heutigen China. Eine der giftigsten ist die Nostalgie, der es an Erinnerung mangelt. Im letzten Sommer, bei den Protesten gegen Japan, zog wieder ein Mao-Plakate schwenkender Haufen durch die Straßen Pekings. »Mao, komm zurück«, war auf Bannern zu lesen.

Der im letzten Jahr gestürzte Gouverneur Bo Xilai hatte in den Parks Chongqings die Volksmassen wieder die »roten Lieder« singen lassen: »Die Liebe zu Mutter und Vater gleicht nicht der Liebe zu Mao Zedong.« Und eine Clique intellektueller Neulinker hatte ihn zu Chinas Hoffnung hochgejubelt. Chinas Schulen, sagt Zhang Hongbing, trügen eine große Schuld: »Sie ziehen noch heute ergebene Untertanen heran. Sklaven. Wolfskinder.«

Wieder und wieder, sagt er, habe er diesen Traum: Die Mutter kehrt zurück. Sie ist noch jung, so wie kurz vor ihrem Tod. Er nimmt ihre Hand, möchte ihr etwas sagen, bringt keine Worte heraus. Die Mutter bleibt stumm, blickt ihn nur an. Dann ist sie wieder verschwunden.

Ein Vorort von Guzhen. Urbaner Wildwuchs. Ein Kanal. Ein Hof: Gestrüpp, rostige Drähte, Müll, ein paar Hühner. Mittendrin ein staubiger Hügel, davor ein Grabstein. »Der Märtyrerin Fang Zhongmou«, steht darauf. Einen Steinwurf von hier nur streckten die Kugeln sie nieder. Damals war hier freies Feld.

Zhang Hongbing wirft sich auf die Knie, drückt die Stirn in den Staub. »Mama!«, ruft er: »Mama! Wir werden deine Geschichte erzählen.« Er steht auf, klopf sich die Hose aus. Der Schriftsteller Ba Jin forderte schon 1986 ein Museum für die Kulturrevolution, bis heute gibt es keines, aber Zhang sammelt für jenen Tag. Wenn es je ein solches Museum gibt, dann soll es ihn ausstellen, ihn und seine Tat.

»Ich bin einer der Mörder von damals«, sagt er. »Sollen sie mich verachten, beschimpfen, verfluchen. Aber alle sollen es sehen.« Es soll ihnen eine Lehre sein.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG
Nr. 79 vom 5. April 2013



DIE ZEIT



HEUTE DEUTSCHLAND 4,30 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT KUNST UND KULTUR

7. FEBRUAR 2013 97



Der Prozess

RECHTSTREITIGKEIT

Der Prozess

Wie ein ...
Ihr W...

Über poli...
Verwe...

Am 7. April wird die Montagsdemonstration in Ulm stattfinden. Die Teilnehmer sind in Ulm, die Teilnehmer in Ulm, die Teilnehmer in Ulm...



PROZESS
DIE ZEIT
Magazin
Berlinalie

... können für
Deutschland?
Ein Pro
und Contra



BRUCHLUNDUNG
Haha und Sport...
Bruchlundung

N^o7
ARZNEIHEILUNG C 7401 C
4 790 145 04303 87

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1970 in Koblenz.

Nach einem Au-pair-Jahr in Paris studierte sie Soziologie in Marburg, Berlin und New York. Sie arbeitete für das ZDF und den *Tagesspiegel*. 2004 wechselte sie in das Dossier der *ZEIT*. Dort wurde sie 2009 stellvertretende Ressortleiterin. 2011 wechselte sie in derselben Position ins neue Investigativ-Ressort der *ZEIT* in Berlin. Seit September 2014 ist sie Amerika-Korrespondentin der *ZEIT*.

Kerstin Kohlenberg hat unter anderem den Herbert-Riehl-Heyse-Preis, den Georg von Holtzbrinck-Preis und den Reporterpreis erhalten. Für den Henri-Nannen-Preis war sie gemeinsam mit Wolfgang Uchatius 2008, 2009 und 2011 nominiert. 2005 erschien von ihr das Buch »Leben ist verdammt schwer«, das sie zusammen mit Stephan Lebert geschrieben hat.

KERSTIN KOHLENBERG erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Aufnahme läuft!«, erschienen in *Die Zeit* am 7. Februar 2013.

Kerstin Kohlenberg führt uns mit ihrem Stück »Aufnahme läuft!« in eine Welt, die nicht nur für Angela Merkel »Neuland« ist, sondern selbst für diejenigen, die ausgiebig das Internet nutzen. Es ist die Welt der Raubkopierer, die unter dem Deckmantel, Filme kostenlos für alle nutzbar zu machen, fremdes geistiges Eigentum stehlen. Kohlenberg hat als Beispiel den deutschen Film »Cloud Atlas« gewählt, einen der anspruchsvollsten, aber auch teuersten Filme der letzten Jahre. Um sich zu refinanzieren, braucht er Zeit, die er nicht hat. Denn schon eine Woche nach dem Kinostart wird der Film in Russland illegal verbreitet, bald gibt es ihn auch in der englischen, deutschen, chinesischen Internet-Version. Kohlenberg verfolgt die Internetpiraten von Berlin nach Moskau, über Belize bis zurück nach Aachen. Sie zeigt, warum die Piraten so problemlos agieren können und wer aus ihren Raubzügen Nutzen zieht. Am Ende dieser Recherche rund um die Welt steht die Konsequenz: Die großen Hollywood-Studios produzieren nur noch schnelle Filme, die ihre Kosten innerhalb weniger Wochen einspielen. Den Vertriebsweg für anspruchsvolle Stoffe haben ihnen die Piraten längst abgeschnitten. Kohlenberg entzaubert mit ihrer Reportage die selbst ernannten Robin Hoods des Internets und beschreibt das komplexe Thema »Schutz des geistigen Eigentums« so spannend wie einen Thriller.

Aufnahme läuft!

Von Kerstin Kohlenberg

Der Produzent Stefan Arndt hat mit »Cloud Atlas« den teuersten deutschen Film aller Zeiten herausgebracht. Er braucht Zuschauer, die Kinokarten und DVDs kaufen. Das Geschäft funktioniert – bis Piraten illegale Kopien des Films ins Internet stellen. Aufzeichnung eines Raubzugs

Irgendwann wird jemand im Kino sitzen, vielleicht eine Popcorntüte mit Loch neben sich. In der Tüte steckt eine Kamera. Durch das Loch richtet er das Objektiv auf die Leinwand. Er drückt auf »Record«, und die Kamera läuft, bis der Abspann erscheint. So wird er Stefan Arndt seinen Film wegnehmen.

Das ist es, wovor Arndt jetzt Angst hat.

Ein Nachmittag Anfang August 2012. Arndt sitzt am Schreibtisch seines Berliner Büros, hinter ihm stehen goldene Trophäen. Der Deutsche Filmpreis für Lola rennt, für Good Bye, Lenin!, für Das weiße Band.

Stefan Arndt, 51, ist Filmproduzent, Miteigentümer der Firma X-Filme. Er streicht seine schütterten Haare zurück, erhebt sich schwer aus dem Stuhl und fragt: »Whisky?«

Dann lacht er und ruft seiner Assistentin zu: »Bianca, bringst du uns zwei Cappuccino?«

Die Filme, die Arndt bisher auf den Markt gebracht hat, haben meist etwa zwei Millionen Euro gekostet, manchmal fünf, einmal waren es zwölf. Kleinkram gegen den Film, den er jetzt gemacht hat.

Er heißt Cloud Atlas. Er basiert auf einem Roman des britischen Schriftstellers David Mitchell. Die Amerikaner Lana und Andy Wachowski, Schöpfer der Science-Fiction-Trilogie Matrix, und der Deutsche Tom Tykwer, Regisseur von Lola rennt und Das Parfum, führten Regie. Die Oscar-Preisträger Tom Hanks und Halle Berry spielten die Hauptrollen.

100 Millionen Euro hat die Produktion von Cloud Atlas gekostet. Die Dreharbeiten fanden größtenteils im Studio Babelsberg in Potsdam statt. Dazu kommen noch einmal etwa 100 Millionen für Werbung und Vertrieb. Es ist der teuerste deutsche Film aller Zeiten. Stefan Arndt benötigte zwei Jahre und 174 Verträge, bis er das Geld beisammenhatte. Er lieh sich die Millionen bei russischen Oligarchen und einem reichen Chinesen, die Deutsche Filmförderung und die ARD gaben etwas dazu, eine Schweizer Bank stieg ein, eine Investorin während der Dreharbeiten wieder aus, die Absage kam per SMS. Damit das Projekt nicht platzte, steckte Arndt sein eigenes Geld in den Film.

Das Geschäftsmodell eines Filmproduzenten ist schnell beschrieben: Er schafft die Millionen her, die der Film kostet, bringt ihn auf den Markt, kassiert die Einnahmen, begleicht Schulden und Zinsen, und was am Ende übrig bleibt, gehört ihm.

Wenn etwas übrig bleibt.

Früher hing das vor allem davon ab, ob der Film beim Publikum ankam. Mochten die Leute ihn nicht, wurde der Produzent arm. Gefiel er ihnen, machte der Produzent Gewinn. Er zeigte seinen Film erst im Kino, dann brachte er ihn als DVD heraus, schließlich verkaufte er ihn ans Fernsehen. Er hatte Zeit. Die Zeit brachte das Geld.

Heute kann es passieren, dass die Zuschauer Cloud Atlas lieben oder mit der Zeit lieben lernen und Arndt trotzdem umsonst arbeitet. Weil irgendjemand den Film heimlich kopiert und ins Internet stellt. Er wird womöglich tausendfach heruntergeladen, millionenfach angesehen. Es kann dann passieren, dass kaum jemand noch die DVD kauft, dass kein Fernsehsender noch viel Geld dafür bezahlt, dass er den Film zeigen kann. Dann macht Stefan Arndt Verlust, egal, wie lange er den Film vermarktet. Internetpiraten könnten ihm seinen Film stehlen. Das ist die Gefahr.

»Kann sein, dass wir daran pleitegehen«, sagt Stefan Arndt an jenem Nachmittag Anfang August 2012.

Zwei Wochen später sitzt Steffen Schuchhardt im Nachmittagszug von Berlin nach Leipzig, zweiter Klasse. Neben ihm liegt der Film, das 100-Millionen-Euro-Werk, gespeichert auf einer Festplatte, gebettet auf Schaumstoff, eingepackt in einen schwarzen Koffer.

Schuchhardt, 34, ist Angestellter von X-Filme. Eigentlich komponiert er Musik, aber weil er davon nicht leben kann, arbeitet er seit Jahren beim Film. Er war Fahrer am Set von *Der Vorleser* und *Tage des Zorns*.

Acht Wochen vor der Weltpremiere in den USA wird Arndt seinen Film in Deutschland vorführen. Eine Sondervorstellung für 20 Mitarbeiter der Mitteldeutschen Medienförderung. Ein Risiko. Jemand könnte den Film kopieren, ein Zuschauer, ein Angestellter des Kinos. Alles schon vorgekommen. Vor drei Jahren verbreitete sich eine Raubkopie des amerikanischen Actionfilms *X-Men Origins: Wolverine* im Internet, einen Monat vor der Premiere. Der Film wurde vier Millionen Mal heruntergeladen. Branchenexperten beziffern den dadurch entstandenen Verlust auf zwölf Millionen Dollar.

Arndt würde seinen Film am liebsten in den Tresor sperren. Aber das geht nicht: Die Medienförderung hat Cloud Atlas mitfinanziert, unter der Bedingung, die zweite Hälfte des Geldes nur freizugeben, wenn der Film gefällt. Deshalb sitzt Schuchhardt jetzt im Zug. Nur vier oder fünf enge Vertraute Arndts wissen von der Fahrt.

Die Leute von der Medienförderung sollen Cloud Atlas am nächsten Morgen um zehn Uhr im Leipziger CineStar sehen. Ursprünglich hatte Arndt ein anderes Kino gebucht, aber das informierte die Presse über die geheime Vorführung. Arndt tobte. Je mehr Leute davon wissen, desto eher wird das Ding abgefilmt, sagte er.

Etwas über eine Stunde dauert die Zugfahrt von Berlin nach Leipzig. Gleich nach der Ankunft fährt Schuchhardt zum CineStar. Der Filmvorführer überträgt Cloud Atlas auf den Server des Kinos, einen bunt blinkenden Turm aus Festplatten. Abspielen kann der Vorführer den Film noch nicht. X-Filme hat per E-Mail eine Art Passwort schicken lassen, mit dem sich der Film vorführen lässt, allerdings bloß ein einziges Mal, nur an dem vereinbarten Tag zwischen 8 und 14 Uhr. Davor und danach ist Cloud Atlas ein Datenwirrwarr.

Zu diesem Zeitpunkt haben sich bereits Tausende Menschen in den internationalen Internet-Tauschbörsen eingetragen. Sie warten auf einen illegalen Mitschnitt von Cloud Atlas. Sobald die erste kostenlose Kopie im Netz ist, werden sie benachrichtigt.

Um die Kosten wieder einzuspielen, muss Arndt den Film in möglichst vielen Ländern auf den Markt bringen. Cloud Atlas wird auf der ganzen Welt laufen. In Los Angeles und Moskau, in Berlin und Kiew, in Kapstadt und Peking. Aber je mehr Kinos ihn zeigen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass irgendjemand ihn abfilmt.

Stefan Arndt ist jetzt seit 35 Jahren im Filmgeschäft. Mit 14 Jahren hat er die Schule geschmissen, später mit Freunden ein Kino gegründet. Er hat Kurzfilme gedreht, gemeinsam mit zwei Regisseuren das Unternehmen X-Filme gegründet. Es gibt wenig auf der Welt, was er so liebt wie das Kino. Früher liebte er auch die Zuschauer. Heute muss er Angst vor ihnen haben.

Cloud Atlas ist ein komplizierter Film, über den man tagelang nachdenken kann. Ein fast dreistündiges Epos, das im Jahr 1849 beginnt und 500 Jahre später endet, lange nach dem Weltuntergang. Das Drehbuch hat 200 Seiten, doppelt so viel wie bei einem gewöhnlichen Film. Es geht um Macht, Seelenwanderung und den Kampf für einen freien Willen.

Arndt hat sich für diesen Film eine spezielle Vermarktungsstrategie überlegt. Er will *Cloud Atlas* in den USA in weniger Kinos als üblich anlaufen lassen, dafür soll der Film länger zu sehen sein als sonst. Die Leute sollen Zeit haben, über ihn zu diskutieren, ihn Bekannten zu empfehlen. Erst Wochen nach der US-Premiere soll *Cloud Atlas* in Europa starten. Die Deutschen, Italiener, Russen werden dann gespannt sein auf diesen Film, über den in Amerika so viele Leute reden. Die Zeit bringt das Geld. Arndt will es so versuchen wie früher. Das ist sein Plan.

Bis zu dem Tag, an dem das Telefon in seinem Berliner Büro klingelt. Sein russischer Partner ist dran.

»Stimmt es, dass du den Film erst zur Berlinale in Europa anlaufen lassen willst? Monate nach dem US-Start?«, fragt der Co-Produzent, der *Cloud Atlas* in Russland auf den Markt bringen wird.

»Der Film braucht Zeit, er ist anspruchsvoll, er muss sich erst langsam eine Fangemeinde aufbauen«, antwortet Arndt.

So viel Zeit hätten sie nicht, sagt der Co-Produzent. »Sonst verbreiten die Russen die englische Raubkopie mit selbst gemachten russischen Untertiteln, und der russische Markt ist tot, noch bevor *Cloud Atlas* überhaupt angelaufen ist.«

»Er kann Eröffnungsfilm der Berlinale werden«, versucht es Arndt noch einmal. Bei Deutschlands größtem Filmfestival sitzt genau das Publikum in den Sälen, das *Cloud Atlas* braucht.

Der Co-Produzent bleibt hart. Der Film müsse schnell anlaufen und so viel Geld wie möglich einspielen, bevor man ihn an die Piraten verliere. Arndt lässt sich überzeugen. *Cloud Atlas* startet in Russland schon eine Woche nach der Weltpremiere Ende Oktober, weitere zwei Wochen später in Deutschland und dem restlichen Europa.

Der Pirat läuft an einem Schild vorbei: Mitschneiden der Filme verboten

In den USA spielt *Cloud Atlas* am ersten Wochenende knapp zehn Millionen Dollar ein. Arndt hatte sich mehr erhofft. Der Film wird noch mehr Zeit als erwartet brauchen, um das Geld hereinzuholen. Aber wird er die Zeit haben? Arndt sitzt jetzt jeden Tag vor dem Bildschirm und tippt »*Cloud Atlas* Download«, »*Cloud*

Atlas Raubkopie«, »Cloud Atlas Filesharing« in die Suchmaschinen. Er sucht nach Kopien seines Films. Er findet keine. Immerhin, Cloud Atlas gehört ihm noch alleine.

Am Nachmittag des 6. November läuft jemand, dessen Namen man wohl nie erfahren wird, auf den Eingang der Mega Mall der russischen Stadt Chimki zu, wenige Kilometer vom Moskauer Flughafen entfernt. Um das Einkaufszentrum herum stehen neue Hochhäuser. Wohnungen für die aufstrebende russische Mittelschicht.

Der Unbekannte tritt durch die gläserne Tür, blau leuchtet das Kinologo über den Schnellrestaurants im unteren Stockwerk, es riecht nach Chicken McNuggets und Essig. Über der Kasse hängt ein Plakat. Man sieht die Gesichter von Tom Hanks und Halle Berry. Darunter steht: Cloud Atlas.

Für 300 Rubel, umgerechnet 7,40 Euro, kauft der Unbekannte eine Karte. Seit Tagen ist auf russischen Kino-Blogs von diesem Film die Rede. Die Schlange am Einlass ist lang.

Der Besucher läuft durch einen orangefarbenen Gang auf den Kinosaal zu, vorbei an einem Schild mit einer durchgestrichenen Kamera, auf dem steht, dass das Abfilmen der Kinofilme verboten ist.

Er setzt sich auf einen der Sessel in dem steil aufsteigenden Saal. Es ist 16 Uhr, das Licht geht aus, die Werbung läuft, dann beginnt der Film. Er richtet die Kamera auf die Leinwand.

So in etwa muss es gewesen sein.

Man weiß das, weil jede im Kino gezeigte Kopie von Cloud Atlas eine eigene digitale Markierung aufweist, eine Art Wasserzeichen auf Film- und Tonspur. Die Zuschauer sehen davon nichts, mit speziellen Geräten aber lässt sich die Markierung auf jeder Raubkopie erkennen und einem bestimmten Kino, einer einzelnen Vorstellung zuordnen.

Zu Hause setzt sich der Internetpirat an den Computer. Er bearbeitet die Filmaufnahme, verbessert die Bildqualität. Womöglich ist er ein wenig aufgeregt, vielleicht stolz. Er wird sich im Netz umgesehen haben, er wird wissen, was ihm da gelungen ist: die erste Raubkopie von Cloud Atlas weltweit.

Um 23.28 Uhr drückt der Pirat die Enter-Taste. Cloud Atlas ist online, einen Tag nach dem offiziellen Kinostart in Russland, etwas mehr als eine Woche nach der Weltpremiere in den USA.

Der Film lässt sich jetzt auf einer russischen Website mit dem Namen Epidemz ansehen, einer Art riesigem Videothekenverzeichnis, über das man an die Raubkopien von 15.000 Filmen gelangen kann. 44.000 Besucher klicken die Seite jeden Tag an.

Als Stefan Arndt den illegalen Mitschnitt findet, ist er wütend, enttäuscht. Überrascht ist er nicht. Er ahnte schon, dass die Piraten seinen Film erbeuten würden. Deshalb hat er Helfer engagiert, Piratenjäger, in allen wichtigen Ländern. In Russland ist es Olia Valigourskaia. 10.000 Euro zahlt er ihr im Monat.

Schnee rieselt auf die Bahngleise des großen Verschiebebahnhofes, tief unter dem Büro von Olia Valigourskaia in einem ehemaligen sowjetischen Forschungszentrum. Valigourskaia zieht die Pulswärmer über ihre Handgelenke. Eine 33-jährige, zierliche Frau, Gründerin der kleinen Firma WebKontrol, die im Auftrag von Arndt und seinem russischen Co-Produzenten versucht, die Verbreitung der Raubkopien im Netz zu verhindern. Minütlich durchsucht ihre Software das russische Internet nach Links zu illegalen Kopien von Cloud Atlas. Ständig findet sie neue, oder eigentlich immer dieselbe: Die Kopie des Piraten aus Chimki hat sich im Internet wie ein Virus verbreitet.

Schon 5.500 Mal hat Olia Valigourskaia per E-Mail die Aufforderung verschickt, den Link zu löschen und die Kopie vom Netz zu nehmen. Cloud Atlas sei kein kostenloses Allgemeingut, schreibt sie in den E-Mails. »Alle Rechte an diesem Film sind geschützt.« Er gehört Stefan Arndt.

Manche Website-Betreiber ignorieren die Aufforderung. Manche halten sich daran und löschen den Link zum Film, oft aber taucht er kurz danach wieder auf.

Olia Valigourskaia sieht sich den Link an, der auf der Epidemz-Website zur Raubkopie von Cloud Atlas führt. Sie vermutet, der Pirat sei kein Hobbykopierer gewesen, sondern ein Profi. Einer, der fest für Epidemz arbeitet und Geld damit verdient.

Dafür spricht seine Signatur. So wie Graffiti-Sprayer individuelle Zeichen neben ihre Bilder auf den Häuserwänden sprühen, so hinterlassen auch Onlinepiraten oft ihre Unterschrift auf den Dateien. Die Raubkopie aus Chimki heißt »Cloud.Atlas.2012.Russian.CAMRip.XviD«. Dann folgen die entscheidenden Buchstaben: »EPIDEMZ« – derselbe Name, den auch die Website trägt.

Als vor Jahren die ersten Internetpiraten ihre Kopien von Filmen und Pop-songs im Netz herumschickten, erschienen diese Leute manchen als eine Art

Wiedergänger von Robin Hood. Angetrieben nicht von Geldgier, sondern von purer Menschenliebe, nahmen sie den Reichen, den Film- und Musikproduzenten, und gaben den Armen – den Zuschauern und Zuhörern. So schien das zu sein, damals.

Heute fährt Olia Valigourskaia mit dem Cursor über die Epidemz-Website. Rechts und links neben den illegalen Filmangeboten sieht man lange, gut bestückte Werbeflächen. Es werben die größte russische Suchmaschine, der größte russische Online-Versandhandel, die größte russische Videoplattform. Daneben gibt es unzählige Barbusige, die auffordernd mit dem Hintern wackeln.

Zwölf verschiedene Werbeplätze bietet Epidemz an, sorgfältig wird auf der Website für jeden Platz der Preis aufgelistet. Umgerechnet 100 Dollar pro Woche kostet die Werbung am Kopf der Seite, 75 Dollar die am Rand. So nehmen die Epidemz-Piraten jeden Monat rund 10.000 Dollar ein. Sie müssen dafür nur regelmäßig ins Kino gehen und hinterher den Mitschnitt hochladen. Ein lukratives Geschäft.

Ähnlich wie ein Filmstudio hat Epidemz eine eigene Verwertungskette aufgebaut: von der Kopie über den Vertrieb bis zur Werbung. Und Epidemz ist nur eine von vielen Piratenseiten, die kopierte Filme verbreiten. Die russische Justiz lässt sie meist in Ruhe. Die Leidtragenden sind ja Amerikaner, Deutsche, Engländer. In Russland gibt es längst keine nennenswerte Filmindustrie mehr.

Sicherheitsleute überwachen die Kinosäle mit Nachtsichtgeräten

Selbst wenn die russische Polizei die Piraten erwischen wollte, wo sollte sie suchen? Die Sprache der Epidemz-Website ist Russisch, der zugehörige Server aber steht in den Niederlanden, die Website läuft über eine Verschlüsselungsplattform in Amerika.

Olia Valigourskaia sagt: »Russland ist der Wilde Osten. Hier macht jeder, was er will.« Sie spricht so schnell, wie sich in Russland der Kapitalismus ausgebreitet hat. Vor drei Jahren ging sie nach dem Jura-Studium in Amerika und England zurück nach Moskau. Auf die Idee, ihr kleines Unternehmen zu gründen, kam sie, als sie Freunde fragte, wo man in Russland am besten Kinofilme im Internet kaufen könne.

»Kaufen? Meine Freunde konnten sich kaum halten vor Lachen. Sie dachten, ich mache einen Witz.« In Russland, sagt Olia Valigourskaia, gilt das Internet als großer kostenloser Selbstbedienungsladen.

Um kurz vor acht am Abend des 14. November sitzt Stefan Arndt wieder am Computer. Cloud Atlas läuft jetzt in den USA, in Russland, Kroatien, Bulgarien, Tschechien, Österreich, Südafrika und der Ukraine. 35 Millionen Euro hat der Film bislang eingespielt. Am nächsten Tag soll Cloud Atlas in Deutschland starten.

In allen großen deutschen Zeitungen sind schon Rezensionen erschienen. Die Meinungen sind geteilt. Für manche ist Cloud Atlas ein Meisterwerk, der beste Film des Jahres 2012, anderen ist er zu ambitioniert, ein wüstes Durcheinander.

Arndt weiß aus Erfahrung, was das bedeutet: Der Film wird in Deutschland ein gutes Ergebnis einfahren, aber er wird kein Kassenschlager werden. Zeit wird immer wichtiger für den Film. Je weniger Geld er durch Kinokarten einspielt, desto länger dauert es, bis die Kosten über DVD-Verkäufe oder legale Onlineplattformen wie iTunes wieder hereingekommen sind. Aber jeden Tag steigt das Risiko, dass sich die Raubkopien im Internet weiterverbreiten. Jetzt, da die Bilder des russischen Mitschnitts kursieren, ist es für die Piraten ein Leichtes, dazu den deutschen, englischen oder französischen Ton zu beschaffen. Man braucht gar keine Kamera mehr. Zum Aufnehmen genügt ein iPhone.

Arndt hat schon überlegt, private Wachmänner zu engagieren. Manche Produzenten schicken inzwischen Aufpasser in die Kinos, die in den Taschen der Zuschauer nach versteckten Kameras suchen. In den USA observieren bei besonders teuren Filmen wie The Dark Knight Sicherheitsleute mit Nachtsichtgeräten die Besucher in den Vorführungen. Arndt könnte seinen Film auf diese Weise womöglich schützen. Aber die Durchleuchtung dunkler Kinosäle ist teuer und kommt in vielen Ländern nicht gut an. In Deutschland erstattete eine Zuschauerin Anzeige, weil sie während einer Harry Potter-Vorführung mit Nachtsichtgeräten beobachtet worden war. Die Polizei ermittelte wegen Verstoßes gegen das Bundesdatenschutzgesetz.

Stefan Arndt schreibt eine E-Mail. »Cloud Atlas – die letzte E-Mail eines Produzenten, der nichts versäumt haben will«. Das tippt er in die Betreffzeile. Er bittet darum, den Film anzusehen – im Kino, nicht im Internet. Die Nachricht schickt er an alle Adressen in seinem E-Mail-Verteiler, Freunde, Bekannte, Kollegen. Mehrere Hundert Leute. Dann geht er nach Hause.

Am nächsten Tag steht die erste englischsprachige Raubkopie im Netz. Mit dem Bild aus Moskau und dem Ton eines amerikanischen Kinos.

Erstellt wurde sie von einer Piratengruppe namens Matine. In der Info-Datei zur Raubkopie heißt es: »Matine proudly presents ›Cloud Atlas‹.« Darunter steht eine Art Stellenausschreibung: »Do you want to join a team that is up and coming?«, »Möchten Sie in einem aufstrebenden Team mitmachen?« Die Piraten suchen Helfer, die ihnen hochwertige Digitalkameras zur Verfügung stellen sowie Computerhardware. Und sie schreiben: »Wer sich über die Qualität von kostenlosen Filmen beschwert, sollte auf der Stelle erschossen werden.«

Wer sind diese Leute?

In Hausschuhen steht der Mann in der Tür, der sich wie kein anderer in der deutschen Szene der Filmpiraten auskennt. Er lebt im 13. Stock eines Hochhauses in einer süddeutschen Kleinstadt. Man folgt ihm durch eine sorgfältig aufgeräumte Wohnung in sein Arbeitszimmer. Auf seinen Bildschirmen studiert der Mann das Internet wie ein Meeresforscher den Ozean. Was für den Forscher die Fische im Meer, sind für den Mann die Daten im Netz. Er beobachtet, wie sie sich bewegen und vermehren, wo sie sich sammeln und wann sie sich trennen.

Der Mann ist Internetfahnder. Früher war er bei der Polizei, jetzt arbeitet er für die Gesellschaft zur Verfolgung von Urheberrechtsverletzungen, die im Auftrag der Filmindustrie versucht, die Verbreitung illegaler Filmkopien einzudämmen. Und weil er nur Erfolg hat, wenn niemand weiß, wer er ist, muss er in diesem Artikel einen anderen Namen bekommen. Nennen wir ihn Müller.

Der größte Fisch, den Müller entdeckt hat, war ein Fußbodenleger aus Leipzig. Der Mann hatte die Website kino.to mit Links zu illegalen Kopien Tausender Spielfilme betrieben. Jahrelang hatte Müller ihm im Internet nachgespürt, hatte die Spuren seiner Raubzüge verfolgt, nach Hintermännern gesucht. Während des Gerichtsverfahrens kam heraus, dass der Fußbodenleger, der längst keine Böden mehr verlegte, mit seiner Website in drei Jahren mehr als acht Millionen Euro an Werbegeld eingenommen hatte. Wenn Müller vor seinen Computern sitzt, hat er viele Namen. Manchmal ist er in Chatforen unterwegs, in denen sich Piraten über ihre neuesten Fänge unterhalten. Er will herausfinden, wer für wen arbeitet. Müller ist dann ein Fahnder in der Verkleidung eines Piraten.

Am 16. Dezember, nachts um 1.20 Uhr, bemerkt Müller auf diese Weise, dass die Piratengruppe NTG kurz zuvor die erste deutsche Cloud Atlas-Raubkopie ins Netz gestellt hat. Ein gewisser HarryPopper hat sie hochgeladen.

»NTG scheint gute Kontakte zu einem DVD-Vertrieb in Russland zu haben«, sagt Müller. Das Bild der Cloud Atlas-Raubkopie stammt von einer russischen DVD, so wie bei den meisten der 600 illegalen Kopien von NTG. Die DVD von Cloud Atlas ist noch gar nicht im Handel erhältlich. Die Piraten haben sie sich vorab beschafft und den Kopierschutz geknackt. Den Ton nahm NTG im CineStar am Alexanderplatz in Berlin auf. Das hat die Auswertung des digitalen Wasserzeichens ergeben.

Hätten die Piraten die Raubkopie nun auf ihre eigene Website gestellt, wäre das illegal. Stefan Arndt könnte sie anzeigen, die Justiz die Seite verbieten. Deshalb legte NTG den Mitschnitt von Cloud Atlas in einem sogenannten Online-Datenspeicher ab. Diesen kann man sich als eine riesige, über das Internet zugängliche Festplatte vorstellen, auf der jedermann gegen Bezahlung anonym seine Dateien speichern kann, egal ob Urlaubsfotos oder illegale Filmkopien. Meist handelt es sich um Letzteres. Nach einer Studie der amerikanischen Universität Princeton verstoßen rund 90 Prozent der auf allgemein zugänglichen Datenspeichern abgelegten Dateien gegen Urheberrechte. Die Datenspeicher sind also so etwas wie die Schweizer Schließfächer der Raubkopierer.

Auf der Piratenwebsite steht dann nur ein Link, der zu dem Mitschnitt von Cloud Atlas führt. Links sind nicht illegal. Fast alle Piratengruppen arbeiten nach diesem Prinzip, egal ob Epidemz, Matine oder NTG. Illegal wird es erst, wenn man ihnen nachweisen kann, dass sie zusammenarbeiten – die Piratenseiten und die Online-Datenspeicher, wie es bei dem Leipziger Ex-Fußbodenleger ausnahmsweise gelang.

Der Datenspeicher, bei dem NTG seine Kopien ablegt, heißt share-online.biz. Der Internetfahnder Müller hat herausgefunden, dass dieses Unternehmen in Deutschland am zweithäufigsten für illegal erstellte Kopien von Filmdateien genutzt wird. Tausende Mitschnitte liegen im Speicher des Unternehmens. Share-online.biz verdient viel Geld mit den Filmpiraten.

Müller beginnt wieder in seinen Computer zu tippen. Er findet heraus: Der Server von share-online.biz steht in den Niederlanden, als Betreiber ist eine Firma namens Xlice Corporation in dem mittelamerikanischen Kleinstaat Belize angegeben.

Müller tippt »share-online.biz« in ein spezielles Suchprogramm ein. Auf dem Bildschirm erscheint der Name Frederik Gielgud. Auf ihn ist der Netzname share-online.biz registriert, er wird auch als Ansprechpartner für die Xlice Corporation geführt. Müller tippt weiter, er findet zwei weitere Netznamen, die auf Gielgud registriert sind, share-links.biz und uploadking.biz. Beide unter derselben Adresse in Belize.

Die Spur der Piraten führt in den Kleinstaat Belize in Zentralamerika

Folgt man der Spur nach Mittelamerika, landet man auf der staubigen Flugpiste von Belmopan. Die Hauptstadt von Belize ist eine Kleinstadt mit flachen Häusern und 20.000 Einwohnern, von denen man nicht viele sieht. Ein paar stehen an der Bushaltestelle herum, ein paar kaufen Kartoffeln und Chilischoten auf dem Markt, nicht weit davon verläuft eine löchrige Straße, der Mountain Boulevard, an dem ein kleiner, zweistöckiger Büro- und Geschäftskomplex liegt. Außen steht mit blauen Buchstaben geschrieben: »Garden City Plaza«. Hier soll die Xlice Corporation ihren Sitz haben, so hat es Müller im Internet gefunden. Suite Nummer 5.

Geht man durch den Eingang, kommt man am »Herbal Health Food Store« vorbei, daneben ist ein Sandwichladen, dann folgen Büros. An der Tür von Suite Nummer 5 steht »Belize Offshore Services Limited«.

Drinnen: weiß gefliester Boden, schwere dunkle Holzmöbel, Bilder von der Akropolis. Auf dem Schreibtisch steht eine kleine griechische Fahne, dahinter sitzt David Jenkins, ein massiger, grauhaariger Mann im blauen Poloemhd, der sagt, er habe lange in Griechenland gearbeitet, als britischer Diplomat.

Frederik Gielgud? Nie gehört, sagt Jenkins.

Xlice Corporation? Kurzes Nachdenken. Ja, an den Namen erinnere er sich. Aber Akten habe er keine mehr zu der Firma. Wer oder was sich hinter dem Unternehmen verberge, wisse er nicht, sagt Jenkins. »Ich treffe die meisten Leute niemals persönlich«, sagt er. Rund 2.000 ausländische Unternehmen seien unter seiner Adresse im Garden City Plaza registriert.

Jenkins macht kein Geheimnis aus seinem Geschäftsmodell: Gegen Bezahlung meldet er ausländische Unternehmen bei den Behörden in Belize an, erledigt Papierkram – und stellt seine Adresse zur Verfügung. Das ist sein Angebot. »Es ist sehr einfach, hier eine Firma registrieren zu lassen«, sagt Jenkins.

Das bedeutet: Es ist sehr einfach für Xlice, in Deutschland keine Steuern zu zahlen und sich der deutschen Justiz zu entziehen.

Anfang Januar. Cloud Atlas läuft nun auch in Südkorea, Mexiko, Uruguay, Venezuela, Brasilien und Singapur. Das Einspielergebnis liegt bei 70 Millionen. Es ist jetzt ziemlich genau drei Jahre her, da saß Stefan Arndt mit Tom Tykwer und den Geschwistern Wachowski in Hollywood zusammen. Warner Bros., eines der größten Filmproduktionsunternehmen der Welt, hatte abgelehnt, Cloud Atlas zu finanzieren, genau wie alle anderen bedeutenden Hollywood-Studios. Das Risiko, dass ein solcher Film heute sein Geld nicht mehr einspielt, war den Produzenten zu groß.

Seit die illegalen Kopien weltweit im Internet kursieren, ist der DVD-Verkauf der Filmindustrie um ein Viertel eingebrochen. Große Produktionsunternehmen wie Time Warner, Picturehouse, Universal haben inzwischen ihre Kunstfilm-Abteilungen geschlossen oder verkauft. Sie konzentrieren sich jetzt noch mehr auf einfach gestrickte Filme für das Massenpublikum, die innerhalb weniger Wochen ihre Kosten einspielen. Bevor der Mitschnitt im Netz kursiert.

Stefan Arndt aber versprach, das Geld für Cloud Atlas zu beschaffen, damals am Tisch mit Tykwer und den Wachowskis, im Hotel London in Los Angeles. Er hoffte, der Film werde schon genug Zeit bekommen, um die Millionen wieder hereinzuholen, so wie früher.

In Süddeutschland hat der Internetfahnder Müller inzwischen weiter das weltweite Netz durchleuchtet. Der Name Frederik Gielgud kommt ihm verdächtig vor. In keiner Datenbank taucht er auf. Müller ermittelt die IP-Adresse – so etwas wie die Postanschrift eines Computers im Internet – der auf den Namen Frederik Gielgud eingetragenen Websites. Ihm fällt auf, dass unter derselben IP-Adresse die Website eines Manuel C. aus Aachen registriert ist. Das bedeutet, entweder benutzen zwei Leute denselben Computer, oder Manuel C. ist Frederik Gielgud.

Manuel C. steht im Telefonbuch. Ein Anruf. Was weiß er über die Firma Share-Online?

Kurze Pause, dann: »Da sind Sie bei mir falsch.«

Aber das Unternehmen ist unter seiner IP-Adresse registriert.

»Ja, schon, aber wir machen nur die Buchhaltung für die Firma.«

Wer ist denn der Eigentümer?

»Das weiß ich nicht. Das ist eine ausländische Firma, die sitzt in Belize.«

Und wie stellt er dieser Firma, für die er angeblich die Buchhaltung übernimmt, seine Rechnungen? Wie kann man mit dieser Firma Kontakt aufnehmen?

»Dazu kann ich keine Auskunft geben. Ich muss jetzt auch in ein Meeting.«
Dann legt er auf.

Es ist schwer, Datenströme juristisch zu überwachen. Das Datenpaket von Cloud Atlas gehörte einmal Stefan Arndt alleine. Dann kopiert es ein Filmpirat. Er drückt ein paar Tasten auf dem Computer, schickt die Daten um die Erde. Am Ende landen sie auf irgendeiner Festplatte, in irgendeinem Datenspeicher, irgendwo auf der Welt, vielleicht in Belize, vielleicht in Aachen. Und jetzt kann sich jeder, der will, Cloud Atlas ansehen. Ohne zu bezahlen.

Fragt man im Bundesjustizministerium nach, ob das Geschäft von Share-Online rechtmäßig ist, ob Datenspeicher-Unternehmen eine Verantwortung tragen, wenn auf ihren Festplatten illegale Dateien abgelegt werden, ob man sie also dafür haftbar machen kann, dann erhält man die Antwort: »Dafür sind wir nicht zuständig. Das macht das Wirtschaftsministerium.«

Der Internetkonzern Google profitiert von den kopierten Kinofilmen

Im Wirtschaftsministerium erfährt man, »dass Datenspeicher-Unternehmen grundsätzlich nicht für fremde Informationen verantwortlich sind, die sie im Auftrag eines Nutzers speichern«. So steht es im Telemediengesetz, in Kraft getreten im Jahr 2007. Im selben Jahr hat Share-Online seinen Betrieb aufgenommen.

Der Sprecher des Wirtschaftsministeriums sagt, die Bundesregierung habe sich damals dazu entschlossen, die Datenspeicher-Unternehmen zu schützen. Die Regierung habe befürchtet, sonst den gerade erst entstehenden Markt zu gefährden.

Es ging also nicht um die Frage, was rechtmäßig ist, sondern was marktfreundlich ist.

Der Markt floriert. Je mehr Kinofilme man im Internet kostenlos ansehen kann, desto mehr Geld verdienen die Raubkopierer. Weil es dann mehr Unternehmen gibt, die für sich auf den Websites der Piraten werben wollen.

Als die erste deutsche Kopie von Cloud Atlas an jenem Dezembertag ins Internet gestellt wird, landet sie schnell auch auf der Portalseite www.moviez.to.

Ruft man moviez.to auf, bemerkt man am Rand der Webseite das Logo von mobilcom-debitel, einem der größten deutschen Anbieter von Handyverträgen.

Unternehmen werben sonst eher im Fernsehen, in Zeitschriften oder auf seriösen Websites. Mobilcom-debitel scheint sich angepasst zu haben. Ob eine Million Zuschauer im Fernsehen oder eine Million Besucher auf einer Website mit Raubkopien von Kinofilmen: Eine Million bleibt eine Million, und wer ist mehr an Telekommunikation interessiert als Internetpiraten? Viel billiger als im Fernsehen ist die Werbung auf diesen Websites obendrein.

Auf der Piratenwebsite moviez.to findet sich der Name eines weiteren bekannten Unternehmens. Es ist der des mächtigsten Internetkonzerns der Welt. Google.

Das Unternehmen schaltet allerdings keine Werbung bei den Piraten. Sein Name findet sich lediglich im versteckten sogenannten Quelltext der Website. Zwei Tochterunternehmen von Google sind dort als Werbevermittler aufgeführt. Der Internetkonzern hilft den Filmpiraten dabei, Unternehmen zu finden, die bei ihnen Werbung schalten. Nicht nur auf dieser deutschen Piratenseite, sondern rund um den Globus. Nach einer Untersuchung der Universität von South Carolina in den USA verdient weltweit kaum ein anderes Unternehmen so viel Geld mit der Vermittlung von Werbung auf Piratenseiten wie Google.

Es mag sein, dass die Piraten vor allem Reichen etwas wegnehmen – Stefan Arndt ist kein armer Mann. Aber es sind nicht so sehr die Bedürftigen, die davon profitieren, sondern noch Reichere. Auf Anfrage der ZEIT war Google zu keiner Stellungnahme bereit. Jeanette Hofmann aber äußert sich. Die Politikwissenschaftlerin war Mitglied der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages »Internet und digitale Gesellschaft«, die vor wenigen Tagen ihren Abschlussbericht vorgelegt hat. Hofmann besetzt bei dem im vergangenen Jahr gegründeten Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft einen der vier Direktorenposten. Das Institut ist der Berliner Humboldt-Universität angegliedert.

Hofmanns Hauptthema ist das Urheberrecht. Es geht um eine der größten Veränderungen in der Geschichte der Marktwirtschaft. Bisher basierte dieses

System darauf, dass ein Produkt demjenigen gehört, der es hergestellt hat, egal, ob es sich um ein Auto handelt, eine Glühbirne oder einen Kinofilm. Die Hersteller dieser Produkte wurden vom Gesetz geschützt, vom Eigentumsrecht, vom Urheberrecht. Wenn es gut lief, wurden sie reich mit dem, was sie geschaffen hatten.

Hofmann beschäftigt sich mit Märkten, die ohne Urheberrecht auskommen. Für Witze oder Kochrezepte, sagt sie, braucht man kein Urheberrecht. Dennoch bestehe auf der Welt kein Mangel an Witzen und Kochrezepten, sie habe das selbst untersucht. Außerdem gebe es eine Studie, wonach ohnehin kaum ein Künstler von seiner Kunst leben könne. Trotzdem werde weiterhin Kunst produziert. Warum muss man Künstler also schützen? Warum ist es schlimm, ihre Produkte zu kopieren?

Man kann verwunderlich finden, wie kritisch die Wissenschaftlerin Hofmann das Urheberrecht beurteilt, obwohl auch Wissenschaftler von geistiger Arbeit leben. Das Institut, an dem Hofmann und 26 weitere Forscher seit dem vergangenen März arbeiten, wird nicht von der Humboldt-Universität bezahlt, sondern von einem großen internationalen Unternehmen. Von Google. Der Konzern ist derzeit der alleinige Geldgeber des Instituts, 4,5 Millionen Euro hat er investiert, für die ersten drei Jahre.

Anfang Februar, wenige Tage vor Beginn der Berlinale. Es gibt jetzt 20 verschiedene deutschsprachige Raubkopien und 16 englische, außerdem Mitschnitte auf Russisch, Ukrainisch, Italienisch und Thai sowie Kopien mit polnischen und japanischen Untertiteln. Die chinesische Version war schon im Netz, bevor der Film in China in die Kinos kam. Zwar konnte Cloud Atlas in Deutschland mehr als eine Million Zuschauer ins Kino locken. Das ist ganz ordentlich. Aber trotzdem hat er erst 85 der 200 Millionen Dollar eingespielt, die er gekostet hat. Der große Rest muss jetzt über DVDs, Fernsehrechte und andere Verwertungen herkommen. Es sieht also nicht gut aus für Stefan Arndt. Er hofft, irgendwann allen Investoren ihr Geld zurückzahlen zu können. Aber das könne Jahre dauern, sagt er.

In den nächsten Tagen wird Arndt nach London fliegen, zur England-Premiere seines Films, neben Frankreich der letzte große Kinomarkt, in dem Cloud Atlas noch nicht läuft. Tom Tykwer und die Geschwister Wachowski werden dann

in dunklen Anzügen über einen roten Teppich laufen und lächelnd den Fotografen zuwinken. Stefan Arndt wird den Journalisten erzählen, wie es kam, dass er diesen Film gemacht hat. Und wie er ihm wieder genommen wurde.

Mitarbeit: Thorsten Schröder

Anmerkung der Redaktion: Aus rechtlichen Gründen haben wir den Text im Vergleich zu der in der *ZEIT* gedruckten Version leicht verändert. 15.03.2013

DIE ZEIT

Nr. 7/2013 vom 7. Februar 2013

die taz.am wochenende – sehr dialektisch

In dieser Ausgabe **Mode** Korrekte Kleidung erobert den Laufsteg der Berliner Fashion Week **Panorama** Wo die staatlichen Hacker sitzen: Ein Atlas der Cyber-spionage **Hoffnung** Die Autorin Gaye Boraliglu über den türkischen Ungehorsam



De

HIRN Früh-
Intellekt-
Liebling

Istanbul bis Rio

**Schwung
nach Aufstand?**

Brasilien wächst
Wirtschaft der
und Protest? Ja,
Chef Sommer
18

ilt

im Der Endlager-
schluss ist noch kein
großer Schritt - Seite 7

Analyse Kroatien kommt
in die EU, Angela Merkel
aber doch nicht nach
Kroatien - Seite 10

Essay Die Schlachthöfe
und die Schweinereien
mit dem Billiglohn - Seite 11

b  **taz.berlin**

Haushalt Die Stadt muss
baren – oder mehr Geld
nehmen. Wie soll das

64, 45

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1963 in Schwäbisch Gmünd.

Aufgewachsen in Stimpfach, Baden-Württemberg, Abitur in Ellwangen/Jagst, Studium von Kommunikationswissenschaften, Literatur und Amerikanistik in Stuttgart und Tübingen. Prägende Stationen bei *Hohenloher Tagblatt*, Crailsheim, und *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen. Seit 1994 bei der *taz*; als Sportredakteur (bis 1999), stellvertretender Chefredakteur (1999-2009) und aktuell als Chefreporter.

Vor einigen Jahren konvertierte er zum Neuen Öko. Folge waren die Buchveröffentlichungen »Öko. Al Gore, der neue Kühlschrank und ich« sowie »Das Leben ist eine Ökobaustelle« als Co-Autor der Schauspielerin Christiane Paul. Zuletzt erschien das Erziehungsdrama: »Autorität ist, wenn die Kinder durchgreifen«.

Lebt mit einer Frau, zwei Kindern und Drei-Liter-Auto in Berlin.

PETER UNFRIED erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2014 in der Kategorie »Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse« für den Beitrag »Auf der Suche nach Adorno«, erschienen in *taz – die tageszeitung* am 29. Juni 2013.

Peter Unfrieds Text »Auf der Suche nach Adorno« holt den Leser dort ab, wo er eigentlich nicht gestört werden will: inmitten seiner gepflegten Vorurteile. Dabei geht es nicht nur um den konkreten Fall Richard David Precht, über den das deutsche Bildungsbürgertum von links bis rechts in seltener Einmütigkeit lacht und spottet, es geht vielmehr um die Reflexe einer Mediengesellschaft, die die Rollen schnell und klar verteilt und sich darin nicht beirren lässt. Unfried hätte Precht mühelos durch den Kakao ziehen und dabei auf den Zuspruch seiner Leser zählen können. Statt dessen machte er genau das, was gute Journalisten machen sollten, wenn sich alle anderen einig sind: Er ging dem Vorurteil auf den Grund und mutete seinen Lesern am Ende einen Text zu, der billige Überlegenheitsgefühle nach Strich und Faden auseinandernimmt.

Auf der Suche nach Adorno

Von Peter Unfried

GEIST Früher hatten wir große Intellektuelle. Heute haben wir den »Lifestyle-Philosophen« Richard David Precht. Armes Deutschland! Oder ist es doch komplexer?

Moment«, ruft Richard David Precht aus einer Art Bibliothek in die Küche rüber. Wohnungsstyle: Bücher, Fische und ausgestopfte Vögel. Dreißig Sekunden später krächzt er von einem anderen Regal: »Wo hab ich ihn denn nur hin?« Dann tritt er ins Blickfeld. Auf Strümpfen. Dazu trägt er Jeans, lange Haare, Zweitagebart und ein hellblaues Hemd. Heimdresscode.

Man sieht seine Augen eine weitere Bücherwand scannen. Schließlich sagt er indigniert: »Jetzt finde ich den Adorno nicht.« Wir kommen darauf zurück.

Zunächst ist es wichtig, von den hochgezogenen Augenbrauen zu sprechen, wenn die Rede auf Precht kommt.

»Richard David Precht?«, brummen manche Leute dann und garnieren das mit einem möglichst überlegenen Lächeln. Soll heißen: Bitte. Ich hab Abitur.

Leute, die bei Precht überlegen lächeln, lächeln auch so bei: Eckart von Hirschhausen, Frank Schirrmacher, Til Schweiger, Katrin Göring-Eckardt, Waldemar Hartmann und (falls sie die kennen:) Carmen Geiss. Nur bei Kristina Schröder und Peer Steinbrück rasten sie aus.

Ein Buch von Precht haben sie selbstverständlich nie gelesen. Auch sein neues nicht.

Richard David Precht wurde 1964 geboren, seine Eltern waren Achtundsechziger, Marxisten und Atheisten. Hannes Wader war Pflicht (was er okay fand), Coke tabu. Durch die Morde der RAF brach das Weltbild der Eltern zusammen, sie wurden ordentliche Pazifisten und Grüne. Precht gehört zum geburtenstärksten Jahrgang der Bundesrepublik, wie Jürgen Klinsmann, Veronica Ferres, Hape Kerkeling und etwa 1,5 Millionen andere. Mit der Ferres ging er in Solingen in dieselbe Klasse. Sie war zu groß, er war zu klein. Mit Mädchen hatte er es generell nicht, bevor er zwanzig war. Dafür las er viel.

Warum finden gerade Leute mit Hochschulabschluss Richard David Precht blöd? Hier muss man relativieren, dass er zugleich auch Darling der Mittelschicht ist, sonst hätte er nicht Millionen Bücher verkauft, die sich mit Rousseau, Luhmann, Hirnforschung oder Vegetarismus beschäftigen. Also: Er hat ein anderes Publikum als Klum, Katzenberger und Bohlen.

Wer schreibt, ist schlimm. Wer talkt, noch schlimmer

Unrepräsentative Recherchen ergeben, dass es sich beim einen Teil seiner Gegner um eine ästhetische Ablehnung handelt, die sich aus drei Quellen speist: Sobald man Bücher schreibt, die viele Leute lesen (1), ist man schlimm, sitzt man in Talkshows (2), ist man noch schlimmer, und wenn man dann als Mann lange Haare hat und als gutaussehend (3) gilt, ist alles zu spät. Schnösel.

Ein Sonderfall ist es, medienrelevant aber, wenn man selbst noch hässlicher Feuilleton-Redakteur ist, dessen Standardwerk über die Boheme in Böhmen vor dem Siebzgerkrieg mal wieder kein Schwein gelesen hat.

Jedenfalls denkt Precht selbst, dass Neidkompensation in der Precht-Rezeption eine Rolle spielt. Er hält auch Vorträge über Gerechtigkeit und seine These ist: Je höher der Gerechtigkeitsanspruch einer Gesellschaft, desto größer der Neid. In ungerechten Gesellschaften, etwa der russischen, gebe es keine Neiddebatten. So gesehen muss es bei uns ziemlich gerecht zugehen, angesichts des permanenten Abwertungsbedürfnisses von Erfolg?

»Neid ist der Preis, den wir zahlen müssen für einen hohen Anspruch an Gerechtigkeit«, sagt Precht.

Vorgetragen werden die Bedenken selbstverständlich nie als Neid, sondern stets als Kulturpessimismus. Ja, früher, heißt es, da hatten wir noch Intellektuelle. Adorno. Bloch. Arendt. Die Mitscherlichs. Grass, Böll, Enzensberger. Jürgen Habermas, klar.

Heute haben wir Precht. Armes Deutschland?

Vielleicht ist es hilfreich, sich zu erinnern, was wir vor Adorno hatten. Wir hatten Hitler, den Holocaust, den verlorenen Weltkrieg und die Mauer. Der Publizist Klaus Hartung hat schon 1997 Wesentliches geschrieben zu dem »irreversiblen Bruch der Intellektuellenrolle nach der Epochenwende 1989«.

In aller Kürze: Nachdem die Bürger der DDR die Mauer niedergerissen und den real existierenden Sozialismus aufgegeben hatten, wusste der Intellektuelle nicht mehr so recht, was (seine) Sache und seine Haltung war.

Weil: Jetzt wurde es normal, also kompliziert. Manche sagen: Der Intellektuelle floh in den sicheren Elfenbeinturm.

Davor, sagt Hartung, sei der Intellektuelle das institutionalisierte schlechte Gewissen der Deutschen gewesen, immer in Negation zur auch wieder schlimmen Bundesrepublik, antiamerikanisch, anti-AKW, antikapitalistisch und so wei-

ter, ein »Staatsbürger des ›anderen Deutschland‹«, das nicht die DDR meinte, sondern eine gesellschaftspolitische Utopie. Diese Weltsicht wurde Mainstream und ein Lebensstil, der heute noch existieren soll: Man sagte entschieden »Nein« zu dieser Bundesrepublik und lebte dabei fett und zufrieden in ihr.

Es kommen noch andere Faktoren hinzu, warum Intellektuelle marginalisiert sind: der Zwang zur Spezialisierung, der Rationalisierungsdruck von außen, die Entwicklung des Wissenschaftsbetriebs und der Medien, der damit verbundene Bedeutungsabsturz des Zeitungsfeuilletons. Jürgen Habermas himself hat vor mehreren Jahren darauf hingewiesen, wie der Strukturwandel der Öffentlichkeit den Intellektuellen verändert.

Im Grunde ist er der Einzige, der mit einem Zeitungsartikel noch eine Diskussion auslösen kann. (Bei Grass reagiert nur noch die Unterhaltungsindustrie.) Es gibt viel mehr öffentliche Orte als früher, aber keine mehr, von denen aus man die öffentlichen Diskurse führen oder steuern könnte. Auch die *FAZ* könnte heute keinen kritisch intervenierenden Großintellektuellen positionieren; und wozu auch, wenn ihr Herausgeber Schirrmacher das Geschäft selbst erledigen kann?

Und dann gilt eben das Talkshow-Paradoxon: Ein Intellektueller, der nicht im Fernsehen ist, wird nicht gehört. Ein Intellektueller, der im Fernsehen ist, wird nicht mehr ernst genommen.

Man beklagt, dass nur Köchinnen, Schauspieler, Politiker und Experten in ARD und ZDF diskutieren. Aber gesellt sich ein Intellektueller dazu, lässt man vom Koch ab und prügelt auf den Intellektuellen ein. Also auf Precht.

Jetzt hat er auch noch eine Philosophie-Sendung im ZDF.

»Precht macht dumm«, ächzte die *Zeit*, nachdem sie eine Folge gesehen hatte. Das habe ja nichts mit Philosophie zu tun, das Ding. Beim nächsten Mal leitete Precht seine Gedanken brav von den Philosophen der Antike über die der Aufklärung bis zu denen der Neuzeit her. Danach zischte ein Hauptstadt-Kritiker: »Bildungsprotzer«. Wie man's macht.

»Ich hab da keine Chance«, sagt Precht. Er sitzt wieder an seinem Küchentisch und beschäftigt sich mit einer belegten Brötchenhälfte. Die Wohnung ist in Köln, wo er seit dem Studium lebt, er teilt sie sich mit seinem leiblichen Sohn. Prechts Lebenspartnerin und deren drei Kinder leben in Luxemburg.

Interessant: Der Philosoph Peter Sloterdijk – langhaarig – galt so lange als schlimm, wie er mit dem »Philosophischen Quartett« auf Sendung war. Als Precht

den Sendeplatz übernahm, war Sloterdijk ein Licht in dunkler Nacht und seine Sendung das letzte Refugium des Intellektuellen an einem öffentlich-rechtlichen Ort. Überhaupt: Je bekannter Precht wurde, desto weniger galt Sloterdijk als Philosophen-Hallodri.

Aber werden wir mal differenziert: Sloterdijk hat eine Professur in Karlsruhe und ein eigenes Werk, angefangen mit der »Kritik der zynischen Vernunft«. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben ihren Zeitgenossen analytisches Handwerkszeug gegeben, die Kritische Theorie, mit dem man Gesellschaft besser oder anders verstehen konnte. Precht hat seinen Doktorgrad mit einer Arbeit über Robert Musil erlangt. Er hat zwei Honorarprofessuren, in Berlin und Lüneburg, Bestseller und Medienpräsenz. Aber kein eigenes Werk.

Und ausgerechnet das Fernsehen hat ihn als neuen Pop-Intellektuellen des Landes ausgerufen – Deutschlands damalige Literaturkönigin Elke Heidenreich.

Die empfahl Anfang 2008 seine Philosophie-Einführung »Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?« in ihrer Sendung »Lesen«. »Den machen wir berühmt«, soll sie laut *FAZ* gesagt haben. »Nein, habe ich nicht gesagt«, stellt sie auf Nachfrage klar. Aber? »Als ich Prechts einfache Erklärung von Philosophie las, wusste ich: dafür ist Bedarf.«

Warum finden gerade Leute mit Hochschulabschluss Precht blöd?

»Das müssen Sie diese Leute fragen. Ich finde ihn klug, schön, sympathisch.«

Während sich in gebildeten Kreisen das Vorurteil hält, wer schön sei, sei auch doof, meint Heidenreich, dass nur schön ist, wer auch klug ist. Stephen Hawking sei sicher schöner als etwa Paris Hilton.

Seit ihrer Sendung ist Precht jedenfalls berühmt und bekam die freie Stelle als der Public Intellectual in Deutschland, der die Philosophie vertritt. Nach der Philosophie-Einführung kam die Liebe (»Liebe«, 2009), dann die Moral (»Die Kunst, kein Egoist zu sein«, 2010). Dann die Philosophie für Kinder (»Warum gibt es alles und nicht nichts?«, 2011). Das Erfolgsprinzip blieb gleich: Ein kompliziertes Thema wird so verständlich aufgeschrieben, dass es viele Menschen bereichernd finden. Der Übererfolg von »Wer bin ich« (um die 1,5 Millionen) war nicht zu wiederholen, aber insgesamt wurden laut Goldmann-Verlag 2,6 Millionen Precht-Werke verkauft.

Die Feuilletons ignorierten oder verrissen diese Bücher. »Die veröffentlichte Meinung in den Feuilletons ist extrem unwichtig. In Bezug auf den Bücherver-

kauf ist es egal«, sagt Precht an seinem Küchentisch. Das verstärke vermutlich das Ohnmachtsgefühl.

Er habe so viel Ahnung vom Thema wie Oliver Pocher, keifte die SZ. »Eine Sache einfach darzustellen, ist schwieriger, als sie schwierig darzustellen«, sagt Precht und erzählt, wie er unlängst einen Fachaufsatz schreiben musste und vor dem Problem stand, nicht zu verständlich schreiben zu dürfen, weil die Klarheit dem akademischen Code widersprochen hätte und der Inhalt dadurch weniger wert gewesen wäre.

Seine These: »Von Deutschen wird nur jene geistige Leistung wirklich bewundert, die man nicht ganz versteht.« Warum das denn? »Weil man sich sonst sagt: Das kann ich ja auch.«

Den einen Teil der Philosophie an den Universitäten – die historische – nennt er »Altbausanierung«. Der andere – die analytische – eigne sich nicht für öffentliche Debatten. Für sich beansprucht er Gegenwartsbezug. »Was ich mache, innerhalb von Public Philosophy, ist nicht intellektuelle Ästhetisierung von Gedankengängen, sondern eine Art Ingenieurwissenschaften im Bereich des Geistes. Nämlich zu schauen: Kann man über die Brücke wirklich rüberfahren?«

Er denkt, dass ihn vielleicht die Feuilletonisten ablehnen, nicht aber die Wissenschaftler. Sicher, seine Bücher seien für manche Philosophieprofessoren »die abgewandte Seite des Mondes«, aber viele akademische Freundschaften seien erst in den letzten fünf Jahren entstanden. Also, seit er berühmt ist.

Behutsame Stichproben im wissenschaftlichen Betrieb ergeben, dass Begeisterung dort zumindest nicht flächendeckend herrscht. Einer wollte Precht mal in einen akademischen Kongress integrieren, aber das sei nicht durchsetzbar gewesen. Seine Medienpräsenz wird auch dort kritisch beäugt. Und selbstverständlich gibt es die Kritik, er habe den Stoff nicht angemessen durchdrungen oder angemessen durchdrungen dargestellt.

Prechts Argument ist, dass er durch seine Übersetzungen den Massen Zugang zu Denken und Wissen verschafft. Demgegenüber steht Adornos Kritik an der Kulturindustrie (in »Dialektik der Aufklärung«), die im Wesentlichen auf Kapitalisierung von Kultur und Herrschaftssicherung durch eine wissensfeindliche Macht hinausläuft.

Massenkultur ist demnach etwas Sinnfreies, das man Leuten untergejubelt hat, damit sie konsumieren und blöd bleiben. Das jedoch ist aus der histori-

schen Erfahrung des deutschen Großbürgers Adorno geschrieben, der als Jude vor den Nazi-Deutschen ins Exil fliehen musste.

Wir sind jetzt bei dem Problem, vor dem jeder anständige Journalist beim Verfassen eines Textes steht: Er muss Komplexität reduzieren. Dabei bewegt er sich zwischen zwei Polen. Fehlt nicht etwas Wichtiges, wenn ich vereinfache? Gehen mir Fluss und Leser verloren, wenn ich die Komplexität drinlasse? Und im Zweifel gibt es in Wissenschaft und Journalismus immer auch Pflaumen, die mangelndes Können mit dem Argument vertuschen, sie stemmten sich gegen Popularisierung. Konkret: Wenn Sie jetzt hier noch mitkommen, bin ich unterkomplex.

Wobei Juliane Rebentisch vehement sagt: Mehr Komplexität wagen. Rebentisch, Jahrgang 1970, ist Professorin für Philosophie und Ästhetik in Offenbach und assoziiertes Mitglied des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, an dem Adorno und Horkheimer tätig waren.

Also, bitte: Wäre Adorno zu Jauch oder Illner gegangen?

Sie hält nichts davon, dass man Leute »abholen« müsse, wo sie stünden, also immer unter einem. »Es gibt Gründe, warum bestimmte Sachen einer anderen Sprache bedürfen«, sagt sie. Weil sie schlicht kompliziert seien. Es ist nicht nur die Sprache, es ist der Inhalt. Precht sei daher eine »ambivalente Figur«.

Vielleicht muss man Precht in Rebentischs Sinne tatsächlich in mehrere Figuren aufspalten. Precht 1 ist für sie der Precht, wie er selbst wirken will. Ein moralischer Generalist, der kalte Expertenaussagen über Pisa-Ergebnisse in Finnland oder das Arktische Eisschild auf ihre Bedeutung für die Gesellschaft prüft. Unabhängig von der Frage, ob man mit ihm jeweils in der Sache übereinstimmt: Sie findet gut, dass sich Precht nicht darum kümmert, dass er für seine unironischen öffentlichen Auftritte peinlich gefunden wird. Vielmehr sei in der Differenz zwischen Precht und den ständig uneigentlich sprechenden Medienprofis ein Zeichen seiner intellektuellen Redlichkeit zu sehen.

Anders ist es mit Precht 2: Für sie der Precht, der sich als »Ingenieur« der Geisteswissenschaften begreift, der diese von überflüssigem Ornament befreien und ihren nützlichen Kern freilegen will. Dadurch aber werde er – nicht willentlich, aber doch – zum Agenten der neoliberalen Tendenz, die Geisteswissenschaften am falschen Maßstab unmittelbarer Wirksamkeit zu messen. Er unter-

schätze die wichtige Funktion, die gerade auch die vermeintlich randständige, vorderhand unverständliche, auf den ersten Blick weltabgewandte geisteswissenschaftliche Forschung für das Leben der Demokratien einnimmt.

Weil aber Precht sich immerhin überhaupt öffentlich auf den geisteswissenschaftlichen Diskurs, insbesondere selbstverständlich den der Philosophie bezieht, gibt es für Rebentisch auch noch Precht 3. Das ist der Platzhalter dafür, dass auch Fernsehen ein Ort für intellektuelles Sprechen sein kann. Rebentisch spürt nicht nur den Bedarf, sondern auch eine teilgesellschaftliche Sehnsucht nach mehr »Orten des anderen Sprechens«, wo das Werk entscheidend ist für das Gehörtwerden – und nicht die Medienprominenz.

Ich bitte Sie: Wäre Adorno zu Jauch oder Illner gegangen?

Klingt gut, die Frage. Führt aber zu nichts. Adorno war auch ein Medienstar und hatte ja im Exil in Hollywood gelernt. Die wahre Frage ist, wie und wo man heute kritisch interveniert, dass etwas daraus folgt.

Man hat im Gespräch mit ihm den Eindruck, Precht sei selbst auch nicht glücklich mit der Art, wie man in Talkshows ihn und seine Themen aufbereitet.

Einerseits weiß er, dass er im Sinne Pierre Bourdieus als »smart talker« eingesetzt wird, griffig und dabei gutaussehend formulieren muss. Andererseits macht er längst nicht so viel mit, wie man draußen den Eindruck hat, sucht seine Talkshows skrupulös aus und wägt ab, wie vernünftig es werden könnte.

Der Mann ist nämlich, das merkt man schnell, komplett unzynisch. Er meint es ernst.

Precht ist kein Ironiker. Er meint es ernst. Bierernst

Einmal forderte Precht ein soziales Pflichtjahr für Rentner. Sofort hetzte ihm *Bild* die Senioren und die Ministerinnen von der Leyen und Schröder auf den Hals. Das zeigt, dass er die Macht hat, Öffentlichkeit zu erreichen.

Und nun interveniert er in der Frage des Allerheiligsten unserer deutschen Nation. Richard David Precht will das Gymnasium abschaffen. Holy shit.

Deshalb irrt er durch seine Kölner Wohnung auf der Suche nach Adornos Text »Tabus über dem Lehrberuf«, der in sein Buch eingeflossen ist. Er will zeigen, was Adorno über die Aufgabe der Schule in Hinblick auf die »Entbarbarisierung der Menschheit« schrieb (auch: »Mit Barbarei meine ich nicht die Beatles«).

In seinem neuen Buch »Anna, die Schule und der liebe Gott« fordert Precht die flächendeckende integrative Gemeinschaftsschule. Er will den Ländern die Zuständigkeit abnehmen, den Kommunen weitgehend freie Hand lassen, er will die Zusammenlegung des Bildungs- mit dem Familienministerium. Er will den Schülerjob individueller und selbstständiger definieren und dafür auch den Lehrerjob neu – weniger Zampano, mehr Assistent seiner Schüler, vergleichbar ausgebildet.

Also Einheitslehrer. Jesusmaria. Wenn die *FAZ* das Wort nur hört, ist sie auf den Barrikaden.

Prechts eigene Gymnasialzeit in Solingen war jetzt nicht traumatisch. Aber schon desillusionierend. Schlechte Lehrer. Und weit und breit keiner jener Leuchtturm-Pädagogen, die in manch gnädig-verblasster Erinnerung alles rausgerissen haben, weil sie so begeisternd waren.

Precht regt noch immer auf, dass sein Sohn in einer Arbeit die Hälfte der Punkte abgezogen kriegte, weil er zwar aus dem Präsens ins Imperfekt fehlerfrei übersetzt hatte, aber die Worte nicht unterstrichen, wie befohlen. »Das ist Schule 2013«, sagt er. »Die Kompetenz ist da. Aber bestraft wird, dass der behördliche Weg nicht eingehalten wurde.«

Warum ist ein Teil der Gesellschaft und der Mittelschicht dermaßen auf das Gymnasium fixiert? In der Analyse ähnelt er dem Soziologen Harald Welzer (»Selbst denken«), übrigens auch gutaussehend und langhaarig: Es handle sich um eine grundsätzliche Angst, dass die Zukunft schlechter werde, weshalb man sich an die Gegenwart klammere und speziell an die eigenen Privilegien. Deren Verteidigung durch Eltern, Lehrer, Politiker, verhindere am stärksten den Umbau des Schulsystems.

Das Ziel seiner Intervention? »Dass die, die sich bereits dafür einsetzen, sich bestärkt fühlen und ein stärkerer Wind entfacht wird. Und dass in der Bildungsdiskussion wieder darüber geredet wird, wie Schule sein soll – und nicht, was nicht geht.«

Mittlerweile hat Precht das Thema in einigen Talkshows auf die Agenda gebracht. Die *FAZ* kreischte online, nach einem Auftritt: »Vergesst Precht!«

Vorher haute sie ihn noch gedrückt mit der Keule weg. Klassische Abwertungsargumentation: Man kann ja über vieles mit uns reden, aber nicht, wenn man keine Ahnung hat. Dass Precht fünf Jahre Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Schulpädagogik in Köln war? Auch wohlgesonnenere Experten

murren ein bisschen. »Anna« wirke zusammengestoppelt und enthalte kaum Neues.

Dass er ein hohes Risiko eingeht durch den Schritt vom philosophischen Übersetzer zum Stürmer der Festung Gymnasium, ist Precht klar. Aber er pocht ja darauf, dass der Generalist zurück in die Arena muss. Will er wirklich eine »Revolution« und nicht nur eine Reform, wie er immer sagt? Klar, will er. »Das ist bierernst, was ich jetzt hier schreibe, das soll auch bierernst genommen werden.«

Er schaut auf. »Jetzt schreiben Sie bitte nicht ›bierernst‹ auf.«

»Jetzt wollte ich gerade ›bierernst‹ aufschreiben.«

»Schreiben Sie ernst. Bitte nicht ›bierernst‹.«

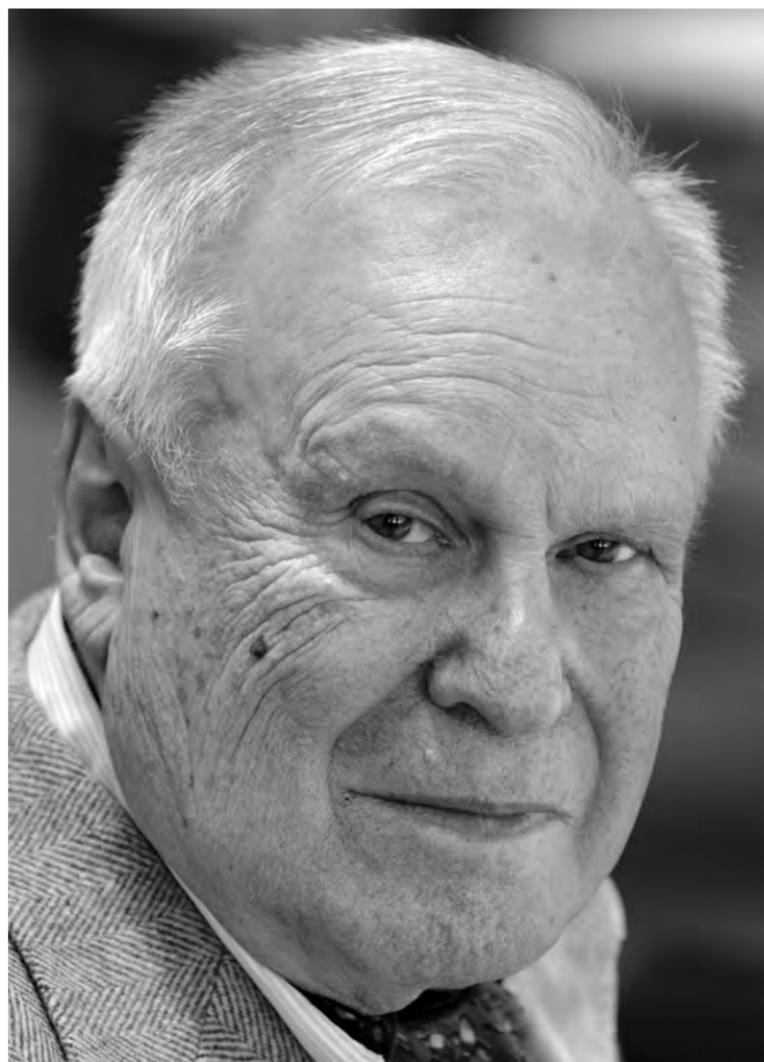
Es ist ihm ernst mit seinem Konzept für eine bessere Schule, und er glaubt, dass sie kommt. Precht sagt: »Ich kann Ihnen auch nicht sagen, warum ich optimistisch bin, außer es negativ zu formulieren: Ich bin optimistisch, weil es mich abstößt, pessimistisch zu sein. Weil Pessimismus, Zynismus, Desillusionierung ein so gewaltiges Feld besetzen, dass es keine Alternative zum Optimismus gibt.«

Und damit zu der Moral: Die Generation Zeigefinger hat ihre Schuldigkeit getan und zuletzt auch oft ziemlich genervt. Es geht nicht mehr um die großen Fragen des 20. Jahrhunderts und darum, von schweigenden Nazi-Eltern Aufklärung zu fordern und sich mit Rock'n'Roll gegen Volksmusik abzugrenzen (auch wenn Cem Özdemir Letzteres noch glaubt). Noch ist es kühn, zu postulieren, dass sich in diesem Moment ein neuer Rollentyp etabliert. Mittelalt, aber jünger wirkend. Anti-Establishment-Touch, langhaarig, Spiegel-Bestsellerliste.

Es geht jetzt um die großen Fragen des 21. Jahrhunderts und unangenehmerweise darum, die kritische Intervention und das Nein zu verknüpfen mit einem Ja und einer Lösung. Radikal dekonstruieren, jenseits aller Parteien und Abhängigkeiten, aber dann auch konstruktiv einen alternativen Vorschlag parat haben. Das ist die Aufgabe unserer Zeit und unserer Intellektuellen.

In diesem Sinn ist auch der öffentliche Intellektuelle Richard David Precht vorndran.

Peter Unfried, 49, ist Chefreporter der *taz*. Sein Sohn heißt nicht Adorno



Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren 1928 in München.

Rudolph Chimelli beginnt nach dem Abitur ein Studium der Rechtswissenschaften und Volkswirtschaftslehre, bricht jedoch nach einigen Semestern ab, um in den Journalismus zu gehen. Nach einer ersten Station beim *Freisinger Tagblatt* – damals eine eigenständige Tageszeitung, heute Lokalausgabe des *Münchner Merkurs* – besucht er 1955 bis 1956 die Deutsche Journalistenschule (DJS, damals noch Werner-Friedmann-Schule). Sein Ziel nach Verlassen der 4. Lehrredaktion: Er möchte Auslandskorrespondent werden, vorzugsweise bei der *Süddeutschen Zeitung (SZ)*.

Chimelli tritt 1957 eine Stelle als Nachrichtenredakteur bei der *SZ* an. 1964 wird er Auslandskorrespondent der Zeitung im Nahen Osten, pendelt zwischen Kairo und Beirut. 1972 Wechsel nach Moskau, wo er sieben Jahre bleibt. Es folgt Paris. Hier lebt und arbeitet er seit 1979 bis heute, wurde aber in Krisenzeiten auch nach Indien, Afrika und in die Karibik entsandt.

Der Journalist und Autor gilt als Fachmann für die islamische Welt. Seine Arbeiten wurden mehrfach ausgezeichnet: 1986 mit dem Theodor-Wolff-Preis, 1992 mit dem Joseph-Roth-Preis. 2007 wird Rudolph Chimelli mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse geehrt.

Mehrere Buchveröffentlichungen, u.a. »9mal Moskau« (1984), »Matrioschka« (1991), »Islamismus« (1993), »Die Revolution mehrt ihre Kinder. Iranische Notizen« (2000).

Er hat für die Leser das Bild einer Region mitgeprägt

Von Kurt Kister

Seinen ersten Theodor-Wolff-Preis erhielt Rudolph Chimelli, als man noch den Krieg zwischen Irak und Iran meinte, wenn man vom »Golfkrieg« sprach. Im Mai 1986 hatte das Kuratorium für die Vergabe des Wolff-Preises den Korrespondenten der *Süddeutschen Zeitung* für eine Reportage geehrt, die Chimelli im August 1985 geschrieben hatte. Die Ortsmarke hieß »Howeisah-Sümpfe«, und solche leicht exotischen, leicht gruseligen Ortsmarken waren lange ein Charakteristikum vieler Geschichten, die Chimelli für die SZ schrieb. In den Howeisah-Sümpfen war Chimelli gewesen, weil sich dort Iraker und Iraner in nahezu archaischer Art beschlichen, sich aber dann mit modernsten Waffen bekämpften.

Aber Chimelli war nie einer jener Kriegsreporter aus Neigung. Er besuchte nur, halb aus Pflichtgefühl, halb aus Interesse, auch häufiger jene Schauplätze, an denen das Versagen von Politik am augenscheinlichsten wurde – er reiste also fast zwangsläufig auch dahin, wo Menschen Krieg führten.

Als geborener Münchner des Jahrgangs 1928 lernte Chimelli schon als Jugendlicher kennen, was Krieg bedeutet. Er gehört jener Trümmer- und Aufbau-Generation an, die ihre Zukunft in einem gänzlich anderen Leben suchten als ihre Eltern. Für Chimelli war das der Journalismus. Er volontierte beim *Freisinger Tagblatt* und besuchte 1956 den Jahreskurs des Werner-Friedmann-Instituts in München, das heute Deutsche Journalistenschule heißt. Von 1957 an arbeitete er für die *Süddeutsche Zeitung* in der Nachrichtenredaktion.

1964 begann für den damals 36-Jährigen das Korrespondentenleben, dem er nahezu bis heute, bis zum Jahre 2014, treu geblieben ist. Über Beirut (bis 1972) führte sein Weg nach Moskau (bis 1979) und dann nach Paris (bis 2014), von wo aus Chimelli nicht nur über Frankreich und die frankophonen Länder schrieb, sondern auch und vor allem die gesamte muslimische Welt zwischen dem Maghreb, der Rub al Khali Saudi-Arabiens und den iranischen Hochwüsten »coverte«.

Chimelli ist einer jener wenigen Auslandskorrespondenten, die für ihre Leserschaft über Jahrzehnte hinweg das Bild einer Region, eines Kulturkreises vielleicht nicht bestimmt, aber dennoch mitgeprägt haben. Bis in die neunziger Jahre hinein schien die Welt weniger für jeden verfügbar zu sein, als sie das heute ist. Heute kann man jederzeit auf YouTube, per Twitter, SMS oder Facebook mit Menschen in den entlegensten Teilen der Welt kommunizieren. Die Digitaltechnologie und das Netz haben Verbindungen geschaffen, die es vorher nicht gab. Sie tragen aber auch zu jenem gewaltigen Rauschen bei, das es so schwierig macht, die Überfülle der Informationen zu ordnen, zu bewerten und aufzubereiten.

Korrespondenten wie Rudolph Chimelli haben über Jahrzehnte hinweg genau das geleistet: Sie haben geordnet, bewertet, erklärt, aufbereitet. Und sie haben selbst gesehen, mit Machthabern und von der Macht Bedrückten geredet, sie haben ihre Erkenntnisse mit Erfahrungen verglichen, die sie anderswo zu anderer Zeit gemacht haben. Sie haben analysiert, oft nüchtern und kühl. Manchmal waren auch sie von Not und Elend berührt, gehörten aber dennoch zumeist jener Denkschule an, die Hajo Friedrichs jenen, zu oft zitierten Satz sprechen ließ, dass sich ein guter Journalist mit nichts gemein mache, nicht einmal mit einer guten Sache.

Doch, Rudolph Chimelli hat sich immer mit Einem gemein gemacht: mit dem Leser. Er sollte von alledem profitieren, was Chimelli sah, erlebte, verglich und ordnete. Weil Chimelli Pathos fremd ist, fasste er seine Berufung so zusammen: »Ich hatte das unverschämte Glück, mich beruflich mit den Themen beschäftigen zu können, die mich faszinieren, und dafür auch noch bezahlt zu werden.« Das ist zwar Understatement, aber angenehm, weil der Hang zu Understatement im Journalismus nicht übermäßig verbreitet ist.

Es gibt niemanden, der so konstant, so lange und von so vielen verschiedenen Plätzen aus für die SZ, ja für irgendeine deutsche Tageszeitung überhaupt, geschrieben hat wie Rudolph Chimelli. Er ist ein Augenzeuge der Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Er hat diese Zeit der Ideologien und der gewaltigen Umbrüche miterlebt, beschrieben und erklärt. Er tut dies bis heute.

Respekt. Das ist wahrlich eine Lebensleistung eines Journalisten, die einen Preis verdient.

Nah dran – die Nominierten

Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 20 Journalisten, die es 2014 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage www.theodor-wolff-preis.de nachlesbar.

Petra Ahne: »Tierschau«
Berliner Zeitung, 17. August 2013

Bastian Berbner: »Der Neustart«
Die Zeit, 31. Oktober 2013

Reinhard Bingener und Timo Frasch:
»Der beste Bundestagsabgeordnete der Welt«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 30. Juni 2013

Anita Blasberg: »Die schon wieder!«
Die Zeit, 18. April 2013

Peter Burghardt: »Ich habe deinen Papa erschossen«
Süddeutsche Zeitung, 15. Oktober 2013

Volker ter Haseborg und Christian Unger: »Zwei Welten in einer Stadt«
Hamburger Abendblatt, 30. November 2013

Markus Collalti: »Ein Herz für Ellen«
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 22. Dezember 2013

Julia Friedrichs: »Das tollere Ich«
Die Zeit, 8. August 2013

Holger Gertz: »Lebenswerk«
Süddeutsche Zeitung, 13./14. Juli 2013

Maris Hubschmid: »Ist doch wahr«

Der Tagesspiegel, 24. März 2013

Martina Keller: »Herz auf Bestellung«

Die Zeit, 7. März 2013

Stephan Lebert und Daniel Müller: »Schlusspunkt«

Zeit Magazin, 29. August 2013

Judith Luig: »Eine Schwangere, die kein Kind erwartet«

Berliner Morgenpost, 16. November 2013

Katharina Miklis: »Frau Hansen wird unsichtbar«

Hamburger Abendblatt, 5. September 2013

Elisabeth Raether und Tanja Stelzer: »Die Lüge ihres Lebens«

Die Zeit, 7. November 2013

Sara Reinke: »Einer fehlt«

Hildesheimer Allgemeine Zeitung, 1. Juni 2013

Konrad Schuller: »Warten auf Beluga«

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. Juni 2013

Werner Schwab: »Den Tod fürchtet man nicht mehr«

Schwäbische Zeitung, 28. Mai 2013

Mark Spörrle: »Not before the child«

Zeit.de, 15. April 2013

Britta Stuff: »Am Ende«

Welt am Sonntag, 3. November 2013

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

**Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis
2014 wurden 372 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:**

Aachener Nachrichten

Der Patriot

Aachener Zeitung

Der Tagesspiegel

Ahlener Zeitung

Die Welt

Allgäuer Zeitung

Die Zeit

Allgemeine Zeitung Coesfeld

Die Zeit Online

*Allgemeine Zeitung/
Wiesbadener Kurier*

Donau Anzeiger

Augsburger Allgemeine

DPA Basisdienst

Badische Zeitung

Elbe-Jeetzel-Zeitung

Badisches Tageblatt

Emder Zeitung

Berliner Morgenpost

Erlanger Nachrichten

Berliner Zeitung

Frankfurter Allgemeine Zeitung

BILD

*Frankfurter Allgemeine
Sonntagszeitung*

Bild Online

Frankfurter Rundschau

Böhme-Zeitung

Fränkischer Tag

Börsen-Zeitung

Fränkischer Tag Online

Chrismon

General-Anzeiger (Bonn)

Christ & Welt

Gießener Anzeiger

Coburger Tageblatt

Hamburger Abendblatt

Deister- und Weserzeitung

Handelsblatt

der Freitag

Hannoversche Allgemeine

<i>Heidenheimer Zeitung</i>	<i>Neue Westfälische</i>
<i>Hersbrucker Zeitung</i>	<i>Nordwest-Zeitung</i>
<i>Hessische/Niedersächsische Allgemeine</i>	<i>Nürnberger Nachrichten</i>
<i>Hildesheimer Allgemeine Zeitung</i>	<i>Nürnberger Zeitung</i>
<i>Ibbenbürener Volkszeitung</i>	<i>Oberhessische Presse</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>	<i>Ostfriesischer Kurier</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger Online</i>	<i>Passauer Neue Presse</i>
<i>Landauer Zeitung</i>	<i>Reutlinger General-Anzeiger</i>
<i>Lauterbacher Anzeiger</i>	<i>Rheinische Post</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>Rhein-Neckar Zeitung</i>
<i>Leonberger Kreiszeitung</i>	<i>Rhein-Zeitung</i>
<i>Magdeburger Volksstimme</i>	<i>Saarbrücker Zeitung</i>
<i>Main-Post</i>	<i>Sächsische Zeitung</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Schwäbische Zeitung</i>
<i>Märkische Allgemeine</i>	<i>Schwäbisches Tageblatt</i>
<i>Märkische Oderzeitung</i>	<i>Schwarzwälder Bote</i>
<i>Mediengruppe Kreiszeitung</i>	<i>Schweriner Volkszeitung</i>
<i>Mindener Tageblatt</i>	<i>Straubinger Tagblatt</i>
<i>Mittelbadische Presse</i>	<i>Stuttgarter Nachrichten</i>
<i>Münchner Merkur</i>	<i>Stuttgarter Zeitung</i>
<i>Münstersche Zeitung</i>	<i>Süddeutsche Zeitung</i>
<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>	<i>Süddeutsche Zeitung Online</i>
	<i>Südkurier</i>

Südwest Presse

SZ Magazin

Tagesspiegel

taz

taz (sonntaz)

Thüringer Allgemeine

Thüringische Landeszeitung

Welt am Sonntag

Westfalen-Blatt

Westfälische Nachrichten

Wetzlarer Neue Zeitung

Wirtschaftswoche

Zeit Magazin

Zeitungsgruppe Ostfriesland

Preisträger 1962 bis 2014

Preisträger 1962 bis 2014

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen

Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*

Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*

Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

und *Augsburger Allgemeine*

Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg

Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart

Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg

Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*

Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg

Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
Heinz Held, freier Journalist, Köln
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
Kersten Boer, *Die Welt*, Bonn
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
 Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
 Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
 Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
 Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
 Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
 Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
 Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
 Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*
 Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
 Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
 Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
 Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
 Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
 Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
 Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
 Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
 Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
 Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
 Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
 Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
 Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
 Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
 Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
 Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
 Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
 Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
 Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld
 Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
 Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
 Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
 Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
 Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
 Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
 Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
 Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
 Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
 Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München

Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*

Thilo Knott, *Eblinger Zeitung*

Michael Thiem, *Eblinger Zeitung*

Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*

Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam

Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*

Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*

Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin

Irena Brežná, *Freitag*, Berlin

Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*

Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin

Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München

Birgit Walter, *Berliner Zeitung*

Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*

Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten

Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*
Christine Kröger, *Weser-Kurier*
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*, Lilienthal
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag*, Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit*, Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,
Publizist, Berlin

Prof. Bascha Mika,
Chefredakteurin *Frankfurter Rundschau*, Berlin

Heinrich Meyer,
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik und Theater Hannover

Franz Sommerfeld,
Mitglied des Vorstands der Mediengruppe M. DuMont Schauberg
mit Zuständigkeit Redaktion, Köln

Prof. Dr. Bernd Söseemann,
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Axel Springer Stiftung, Berlin

Rolf Terheyden,
Herausgeber *Bocholter Borkener Volksblatt*

Die Jury

Nikolaus Blome,
Mitglied der Chefredaktion, *Der Spiegel*, Berlin

Wolfgang Büscher,
Autor, *Die Welt*, Berlin

Dr. Markus Günther,
Autor, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Bernd Hilder,
Chefredakteur, *Thüringische Landeszeitung*, Weimar

Christian Lindner,
Chefredakteur, *Rhein-Zeitung*, Koblenz

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Annette Ramelsberger
Gerichtsreporterin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordula von Wysocki
Mitglied der Chefredaktion, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums

Theodor-Wolff-Preis, Berlin

Redaktion: Juliane Gringer, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, Berlin

Fotos: Kitty Kleist-Heinrich (Seite 43), Monika Zurek (Seite 53),

Anja Weber (Seite 89), Catherina Hess/Süddeutsche Zeitung (Seite 101).

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim